

Est/A-4364

Inr. 92

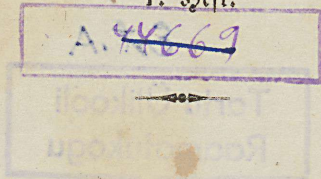
Vaterländisches

und Gemeinnütziges.

Von

C. Woldemar.

1. Heft.



W o l f e n b u t t e n
1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10.

Kais. Universitäts-Buchdruckerei (Katkoff & Co.)
am Strasnoi Boulevard.

1871.

Motto:

An's Vaterland, an's theure schließ' Dich an,
Das halte fest mit Deinem ganzen Herzen.
Hier sind die starken Wurzeln Deiner Kraft;
Dort in der fremden Welt stehst Du allein,
Ein schwankes Rohr, das jeder Sturm zerknickt.

Schiller.

Jetzt und Sonst.

Si vis pacem, para bellum (wenn du Frieden willst, bereite Krieg), hieß es sonst und heißt es leider noch oft genug mit großem Recht. Es dürfte jetzt endlich an der Zeit sein, diesen die großen stehenden Heere verherrlichenden Spruch umzukehren und zu sagen: si vis pacem, para pacem. Das ist die leitende Idee unserer nachstehenden Betrachtung.

Während seit dem Juli vorigen Jahres im Osten und Westen Europas Aller Blicke fast mit gleicher Spannung auf das große Kriegsdrama in Frankreich gerichtet waren, wo die deutschen Heere überraschend große Erfolge errangen, die Franzosen dagegen Niederlagen erlitten, wie sie in der Geschichte Frankreichs noch nie vorgekommen waren, gewinnen die Gemüther nun

allmählich Raum für eine kühlere Beurtheilung dieser großartigen Begebenheiten. Daß das deutsche Volk jetzt in seiner Masse genommen gradezu siegestrunken ist, wer könnte es ihm verdenken? Welches Volk würde in gleicher Lage anders fühlen, sprechen und urtheilen? Eine Kriegskontribution, wie sie noch nie in der Geschichte der Menschheit vorgekommen, ist Frankreich auferlegt, das jetzt laut Berechnungen in deutschen Blättern mehr bezahlen soll, als Preußen in den letzten fünfzig Jahren für sein Militär ausgegeben hat. Außerdem erwirbt Deutschland schöne altdeutsche Provinzen und drohende Festungen, die Frankreich für die Zukunft Deutschland gegenüber fast hilf- und wehrlos machen. Und alle diese ungeheuren Erfolge gegen einen Feind, der im Anfange dieses Jahrhunderts sich mehr als halb Europa unterworfen hatte und endlich nach einer ungeheuren Schwächung im Winter 1812 nur durch die vereinten Anstrengungen fast aller Staaten Europas besiegt werden konnte, diese Siege verdankt Deutschland außer der äußerst wohlwollenden Neutralität Rußlands nur sich selbst und seinen Führern. Die Einheit Deutschlands, die Herstellung eines deutschen Kaiserthrones, dessen Reminiscenzen auf die Oberherrschaft über ganz Europa ausgehen — Alles das ist in einem halbjährigen Kriege erreicht! Die

Hohenstaufen betrachteten sich als die Oberherrn ganz Europas und in ganz Deutschland wird gradezu die Wiederherstellung des Thrones Barbarossa's gefeiert. Nur Wenige in Deutschland sprechen sich wie der Professor Sybel aus, der Friedrich I Barbarossa für um Nichts besser hält, wie Napoleon I. Nichtdeutsche Professoren meinen freilich, Napoleons I Eroberungen seien für die Welt ungleich wohlthätiger gewesen, als die Barbarossa's, weil ersterer überall eine Menge neuer äußerst fruchtbarer Ideen der französischen Revolution von 1789 verwirklichte und dadurch das Unheil der Unterjochung fremder Völker zum Theil wieder ausglich, während die Nachfolger der Hohenstaufen nur für die Negation aller neuen Ideen wirken könnten, so daß ihre etwaigen Eroberungen also nur eine schlimme Calamität für die Menschheit und den entschiedensten Rückschritt bedeuten würden, ohne irgend eine Entschädigung. Dagegen treten freilich andere und namentlich deutsche Stimmen (wir sprechen hier von den wirklich unpartheiisch sein Wollenden, nicht von dem gedankenlosen Haufen, dem bei allen Völkern stets der augenblickliche Erfolg Gott ist) auf mit der Behauptung, preußisch-deutsche Eroberungen seien wenigstens in dem Falle denen Napoleons I an Werth gleichzustellen, wenn sie gegen den slavischen

Osten Europas gerichtet seien, dessen Cultur nur gehoben werden könne durch die deutsche Herrschaft. Wir haben hierbei zahlreiche Zeitungsartikel und Brochüren, ja Verhandlungen im Norddeutschen Reichstage seit 1867 im Auge; dort kam einmal der ebenso sehr kuriose, als für den riesigen Fortschritt des Chauvinismus in Deutschland zeugende Fall vor, daß die Socialdemokraten Bebel und Liebknecht dem Grafen Bismark vorwarfen, daß er die schwer unterdrückten Deutschen in Rußland nicht genügend in seinen Schutz nehme — offenbar dieselben Deutschen, von denen der Golos trocken meldet, daß im russischen Militair jetzt vorhanden seien:

	Russen	Nichtrossen	Darunter Deutsche
Gemeine	85%	15%	2%
Oberofficiere	58%	42%	24%
Stabsofficiere	15%	85%	58%
Generale	18%	82%	74%

Zu hoch gegriffen scheinen in dieser Tabelle nur die 2% Deutschen zu sein, die als Gemeine dienen. Wenigstens giebt der russ. Invalid für die letzte Rekrutirung, bei der im Ganzen 93446 Mann ausgehoben wurden, folgendes Verhältniß an:

57707	Großrussen
26294	Kleinrussen nebst Weißrussen
1795	Letten
1650	Litthauer
1198	Juden und nur
49	Deutsche.

Wenn man diese Zahlen ansieht, die freilich den Herrn Bebel und Liebknecht wol völlig unbekannt waren, dann begreift man sehr leicht, daß die Deutschen in Rußland des Schutzes dieser beider Herrn eigentlich gar nicht bedürftig sind. Eher umgekehrt. Doch kehren wir zur Deduction des Deutschen Bebel'schen Chauvinismus zurück. Ihm zufolge steht es so, daß der an ein höheres Culturleben gewöhnte Elsässer durch die Herrschaft der preußischen Schulregulative und der Junker nur verlieren könne, und zwar mehr verlieren müsse, als durch die Wiederherstellung der deutschen, der Masse der Landbevölkerung verständlichen Sprache zur officiellen Landessprache für die Cultur gewonnen wird. Dagegen sei selbst die aufgegedrungene deutsche Cultur, wie sie von den berliner leitenden Kreisen verstanden wird (und sie wird dort so verstanden, daß z. B. der Aufstellung eines Denkmals für Schiller in Berlin mehr als zehn Jahre lang die

unerhörtesten Hindernisse in den Weg gelegt wurden,) diese sei noch immer eine wahre Wohlthat für den ganzen Osten und ein Bortheil für Deutschland.

Ob dem wirklich so ist, darüber kann uns am besten das Beispiel der französischen Eroberungen in Deutschland im Anfange dieses Jahrhunderts, und deren Folge für Frankreich in der Gegenwart belehren.

Bersetzen wir uns ein wenig in den Anfang dieses Jahrhunderts. Die siegreiche französische Revolution hatte eine Menge tiefgreifender Uebelstände des alten europäischen Culturlebens vernichtet und das französische Volk rasch gekräftigt, obwol die ganz ungebildete Volksmasse weit entfernt war, die leitenden Ideen der plötzlich wie vom Himmel gefallenem Republik zu verstehen. Ein rother Jakobiner, der junge General Buonaparte kam an die Spitze des Heeres und führte das Volk von Sieg zu Sieg. Daß das Uebermaß des Glückes ihn nothwendig zum Uebermuth und Despotismus verleitete, liegt in der menschlichen Natur; indeß, mindestens eben so „beispiellose“ Kriegsthaten, wie 1866 und 1870 von Preußen, wurden 1796 bis 1809 von den damals anfangs militairisch ungeschulten Franzosen verübt; eine Menge Länder und Provinzen wurden erobert, von Grund aus umgestaltet, weit bessere gesetzliche und so-

ziale Zustände, als vorher in denselben waren, geschaffen. So weit als Frankreichs Eroberungen in Deutschland sich erstreckten, steht dort noch heute die Cultur höher, als im übrigen Deutschland. Selbst in den Preußen gebliebenen Provinzen mußten aufrichtig feudalgesinde Staatsmänner die Leibeigenschaft nach ganz radicalen Grundsätzen aufheben, nicht etwa aus gutem Willen; nein, der war, wie die Kreuzzeitung an Äußerungen des Freiherrn vom Stein überraschend nachweist, durchaus nicht vorhanden; man that eben, was man thun mußte, um nur den Staat zu retten. Ganz ähnlich ging es in Spanien, wo feudal gesinnte Granden und fanatische Pfaffen im Kampfe mit dem neuen Frankreich der Freiheit eine Gasse bahnen mußten. Nicht anders war es in Italien, das von der französischen Herrschaft her den Aufschwung der Gemüther datirt. Dort und in Deutschland erwachten, zum Theil in Folge der zur Schau getragenen französischen nationalen Eitelkeit, zum Theile aber auch in Folge dieses höhern geistigen Schwunges die Ideen von der Würde auch der eigenen Nationalität,*) deren allmähliges Wachsthum beiden Ländern

*) Aehnlich ging es namentlich seit 1848 in Böhmen und andern slavischen Ländern, wo seit der starken Hervorhebung der deutschen Nationalität seitens der Deutschen auch die Slaven,

in unsern Tagen zu der politischen Einheit und Unabhängigkeit verholfen hat. Heute aber wissen wir ganz genau, was Frankreich davon gehabt hat, daß es — und zwar unläugbar mit dem größten Erfolge — die neue Cultur über ganz Europa zu verbreiten bestrebt war. Schon 1815 bekam es von Europa dafür seinen Lohn; den Rest erhält es heute von Deutschland ausgezahlt. Kein Krieg war in Deutschland populärer, als der gegen Frankreich, und der Deutsche läßt dem

ihnen nachahmend, ihre sonst fast vergessene Nationalität zu heben begannen. Ja etwas sehr Aehnliches finden wir in neuester Zeit in kleinem Maßstabe in unseren baltischen Provinzen, wo die stete Hervorhebung, ja wahre Vergötterung der deutschen Abkunft den gebildeten Nichtdeutschen allmählich der Art in den Ohren zu sausen begann, daß sie nicht mehr als verschämte Letten und germanisirte Deutsche, sondern einfach als Letten (und Esten) auftraten; sie lernten dabei eigentlich von den Deutschen, ihre eigene Nationalität hoch zu halten. Und wenn ihnen jetzt von preussischen Deutschen unaufhörlich vorgehalten wird, sie seien Nichts, sie müßten sich germanisiren, denn ihre Nationalität gelte nichts, so könnten manche von ihnen durch die müßigen Wortgefechte leicht dahin gedrängt werden, zu erklären, daß grade sie in den baltischen Provinzen Alles, nehmlich ein Vaterland haben, die Deutschen jedoch nur in sofern, als sie sich den Eingeborenen anschließen und ihren Interessen so wie denen Rußlands unterordnen.

Franzosen kein gutes Haar; er läugnet heut sogar alle unbestreitbaren historischen Facta glattweg ab, sobald sie nur zu Gunsten Frankreichs reden.

Man kann daraus klar genug ersehen, welche bösen Früchte Eroberungen auf die Dauer dem Eroberer eintragen, selbst dann, wenn die Besiegten, Gedemüthigten, Geplünderten höhere Cultur als Ersatz erhalten. Die edelsten Geister des unterjochten Volks treten nehmlich gegen den Eroberer in die Schranken und fachen den Unwillen des Volkes zur Glut auf, die bei der ersten günstigen Gelegenheit hervorbricht. Der Sieger wird schwächer, je mehr fremde, feindliche Provinzen er sich unterwirft. Das deutsche Kaiserthum der Hohenstaufen ging durch seine Eroberungssucht zu Grunde, nachdem es Deutschland völlig erschöpft und für Jahrhunderte ruinirt hatte. Die Ausplünderung Amerikas im 16. Jahrhundert brachte Spanien an den Bettelstab, dasselbe Spanien, das kurz vorher unter der Herrschaft der Mauren durch eigenen Fleiß und ohne fremden Raub höchst blühend gewesen war. Ein nur wenig vermindertes Gewerbesleiß nebst zugleich ein wenig vermehrter Kriegslust und Genußsucht des Volkes verschlingt rasch weit mehr an Volksreichthum, als die größten Contributionen von fremden Völkern einbringen

können. Die Bevölkerung Deutschlands verdient durch eigener Hände Arbeit jährlich — zu 40 — 50 Thaler durchschnittlich pro Kopf gerechnet — weit mehr, als die 5000 Millionen Francs (1333 Mil. Thlr.) betragen, die es von Frankreich bekommen soll, und die sicherlich weit mehr der Förderung der Kriegslust und Genußsucht dienen werden, als dem Gewerbebesse und der freiheitlichen Entwicklung Deutschlands oder gar Europas. Diese Thatsachen sprechen alle gegen den Chauvinismus, dessen Bekämpfung auch die vorliegende Brochüre, so viel an ihr liegt, sich zur Pflicht gemacht hat. Dem französischen Chauvinismus gegenüber haben freilich die Deutschen Geschichtschreiber und Zeitungen seit 50 — 70 Jahren völlig erschöpfend das Unheilvolle dieser Richtung nachgewiesen, sowol für das eigene siegende Volk als für die Besiegten. Plötzlich aber ändert sich seit 1866 und 1870 die Scene; an die Stelle der Franzosen tritt nach der Ansicht der Chauvinisten Deutschland, und — — o Wunder! Nun ist plötzlich Alles eitel Lüge und Mißgunst, was die edelsten Geister Deutschlands 50 Jahre lang behauptet und bewiesen haben. O über die Höhe unserer Civilisation, über die Festigkeit unserer Grundsätze!

Bei uns, namentlich in den baltischen Provinzen,

kennt man fast nur preussisch-deutsche Zeitungen; österreichische, schweizerische, und amerikanische deutsche Blätter kommen dem Leser fast gar nicht zu Gesicht, soweit nicht preussische Blätter tendenziös gefärbte einzelne Auszüge aus ihnen mittheilen. Wir wollen hier in Kürze aus ein paar der größten österreichischen Blätter einige Stellen wiedergeben, um zu zeigen, wie unzweifelhaft gut deutsch gesinnte Nichtpreußen die Sachlage auffassen. Die sonst sehr preußenfreundliche „Neue Presse“ sagt am 3. März 1871 unter Anderm:

„Die (deutsche) Reichsverfassung ist ohne das Volk geschaffen worden mitten im schwersten Drange des Krieges, gleichsam über Nacht, und vergebens wird das Volk an ihr rütteln. Sie ist ein eiserner Bestand ohne constituirende Gewalt, mit legislativem Mandate, das illusorisch wird, sobald ihm der Bundesrath sein absolutes Veto entgegensezt. Welches sind die Grundrechte der Bürger, welches die Prarogative ihrer gewählten Vertreter? Haben sie das Recht, die Finanzen, die Steuern in wirksamer Weise zu bewilligen, zu controliren, zu verweigern?.... Unter dem siegreichen Banner Wilhelm's werden sich Alle zusammensinden, welche den Stillstand oder den Rückschritt auf weltlichem und geistlichem Gebiet, die Aufrechterhaltung ihrer Sonder-

rechte, Bevormundung der Schule, Gemeinde etc. fordern. In rührender Gemeinschaft werden die Jesuiten des Südens und die Mucker des Nordens, die Junker und die Bureaukraten sich um den Thron schaaren, der ihrer Ansicht nach die festeste Burg und Waffe gegen alle Anfechtungen und Gelüste der modernen Principien ist“.

Ferner in der folgenden Nummer:

„Die Versailler Depesche des Grafen Bismark, welche Oesterreich Preußens Freundschaft darbot, und welche von Beust so entgegenkommend beantwortet wurde, soll, alle Anzeichen bestätigen es, dem Eintritte Oesterreichs in das deutsch-russische Concert präcludiren, und so sehen wir denn, wenn auch in veränderter Form, eine Constellation am politischen Horizonte, welche in Gestalt eines Drei-Kaiser-Bündnisses so manche Erinnerungen an die „heilige Allianz“ wieder wachruft.“

Hierzu sagt nun die Gegnerin der „Neuen Presse,“ die preußen- und russenfeindliche „Lagespresse“ unter Anderm;

„Also in Deutschland ist die Freiheit für lange Zeit begraben. Die Verfassung ist mitten im Kriege, d. h. über Nacht geschaffen, das heißt mit andern Worten, das deutsche Volk ist überrumpelt und übertölpelt wor-

den. Die Aera, welche in Deutschland den Spuren des Sieges folgen wird, ist die Herrschaft der Junker und Mucker, der Jesuiten von Süd und Nord. Die N. Presse thut wohl, als erwarte sie eine Aenderung dieses Zustandes durch die freiheitlichen Anstrengungen der Herren Bennisen, Laßker, und wie sie sonst heißen, diese National-Miserabeln, die hündischen Anbeter des Erfolges, welche den Deutschen Bruderkrieg von 1866 und die Ausstoßung Oesterreichs sanctionirt haben. Die Lächerlichkeit dieser Hoffnung liegt aber auf der Hand und noch lächerlicher klingt sie im Munde der N. Presse, die so eben versichert hatte, das deutsche Volk werde an den eisernen Banden, in denen das Borussiaenthum es geschmiedet, vergebens rütteln. Und solchen Ereignissen gegenüber sollen wir festlich gestimmt sein?!

— — — — — Das große herrliche deutsche Volk Oesterreichs, das Vaterland und Freiheit gleichmäßig liebt, weiß nichts von dem elenden Verrathe an Allem, was jedem Volke theuer und heilig ist, nichts von der schmachvollen schamlosen Erniedrigung, welche in den Festlichkeiten (zur Feier der preussischen Siege über Frankreich) liegt."

Wir führen diese Stellen nur an, um schon aus österreichischen deutschen Blättern zu zeigen, daß man

sehr wohl ein guter Deutscher sein und doch in dem politischen Gange der Begebenheiten keinen Grund zum Jubel finden kann. Daß die deutschen Blätter der Schweiz und Nordamerika's die Ereignisse des Jahres 1870 in der Regel *) mit noch allgemeinerem Mißtrauen

*) Die Sorgfalt, mit der die heutige preussisch-deutsche Presse die Ausnahmen von der allgemeinen Regel aufzählt, darf uns nicht täuschen. Die entwickelte tonangebende politische Presse versteht es sehr gut, zur rechten Zeit zu schweigen und zur rechten Zeit zu reden. Als z. B. 1870 der Krieg ausbrach, waren die amerikanischen deutschen und englischen Blätter wie überhaupt die ganze Welt meist für Deutschland, d. h. gegen den gewaltherrscher Napoleon; ihre Aeußerungen wurden denn auch von der preussischdeutschen Presse mit größter Ausführlichkeit wiedergegeben. Plötzlich aber ändert sich die Scene: so wie in Paris die Republik proklamirt ward, nahm die amerikanische Presse entschieden Partei für diese, natürlich die paar hundert dortiger deutscher Blätter mit wenigen Ausnahmen mit; die europamüden deutschen Einwanderer machen sich ja in der Regel eine Ehre daraus, das „alternde, despotisch regierte“ Europa noch mehr herabzusetzen als die alten Amerikaner das thun, und die Republik als einzig statthafte Staatsform anzupreisen; jetzt war es ihnen rein unmöglich, die preussische Pickelhaube gegen die französische Republik in Schutz zu nehmen. Wie half sich nun die europäische, preussischdeutsche Presse? Mit Einem Male verstummten Alle ihre Kundgebungen aus Amerika; selbst die größ-

aufnehmen, als die österreichischen, unter denen sich auch viele entschiedene Anhänger Preußens finden, ist nur natürlich. Denn wenn auch die österreichische Presse gegenwärtig freier, d. h. zugleich freiheitliebender ist, als z. B. die preussische, so ist doch die schweizer und nordamerikanische noch weit freier, und das bedeutet: noch weit freiheitliebender. In Preußen aber hat allmählich die anfangs so verlachte Bismarcksche Erklärung: die Freiheit sei ein Luxus, den sich ein Volk nur unter gewissen Umständen erlauben dürfe — allgemein Eingang gefunden. Die politische Einheit, deren wir uns in Rußland, und selbst unsere östlichen Nachbarn in China, in so vollem Maaße erfreuen, gilt jetzt in Deutschland als das höchste aller Güter, nebenbei auch als der Bürge aller zukünftigen Volkssfreiheiten. Und das ist gut. Wir als Bewohner Rußlands können uns nur herzlich geschmeichelt fühlen, wenn wir sehen, daß Deutschland, das sonst fälschlicher Weise so hoch über uns zu stehen sich rühmte, jetzt unsere erste politische Errungenschaft,

ten Blätter, wie die Köln. Stg., Nationalzeitung, fanden wochenlang nicht mehr Platz für Nordamerika, als ein paar dürre Zeilen, in denen trocken gemeldet ward, daß dies oder jenes Schiff mit Waffen für Frankreich beladen abgesetzt war.

die Einheit, allen übrigen Errungenschaften voran stellt, von der Freiheit wie von einem zufälligen und leicht entbehrlichen Luxus spricht, dagegen hervorragende politische Geltung über Alles setzt. Auch kann Niemand sagen, daß diese jetzige deutsche conservative Anschauung in der Welt vereinzelt da stände; im Gegentheile, sie ist die allgemeine und altherkömmliche, und der Maßstab der Freiheit, den man in neuerer Zeit an die Weltereignisse zu legen anfängt, ist ein verhältnißmäßig ganz neuer, ungebräuchlicher. Was braucht es also unter diesen Umständen den patriotischen Deutschen zu kümmern, wenn mit dem Wiedererwachen des alten deutschen Kaisers auch alle die entschlafenen mittelalterlichen Schatten des Lehnwesens, des Ritterthums, der Feudalherrschaft sich regen und unter dem Jubelrufe der Reactionäre ganz Europas Fleisch und Blut zu gewinnen trachten? Mag der im Kyffhäuser erwachende alte Barbarossa durch eine allgemein-europäische Judenbege erfreut oder durch Verheißung bevorstehender Kriegs- und Siegeszüge der deutschen Herrn nach Ost, Süd, West und Nord angenehm beschäftigt werden — — — es geschieht ja doch Alles zu Ehren des deutschen Namens! Wenn der weiland jüdischdeutsche Dichter Heine prophetisch sang: — — „besehn wir's recht — so brauchen

wir in Deutschland gar keinen Kaiser, so ist's billig, daß ihm dafür im Jahre 1871 ein Hey, heh! nachgerufen wird. Seit Frankreich zu Boden liegt und der Geist Bismarck's über den Wassern des neugeschaffenen Europa's schwebt, sind gottlob unreife politische Bestrebungen querköpfiger Freiheitschwindler, wie die vom Jahre 1848 in Frankfurt am Main, ganz unmöglich geworden, und die klar durchdachten Ziele der feudalen politischen Lenker an der Spree treten für immer an deren Stelle. Wer mit ihrer Bollgewalt künftig nicht zufrieden ist, dem wehrt ja Niemand das jetzt so leichte Auswandern nach Amerika; dort mag er den Heine singen; dort ist glücklicher Weise Raum genug für alle Unruhköpfe Europa's. Dort können sie schachern oder Acker und Eisenbahnen bauen, aber der soliden Ordnung Europas am allerwenigsten schaden. Amerika nützt in diesem Falle — als Abzugsort für alle unnützen Freiheitschwärmer — Europa, und speciel Deutschland mehr, als ein Heer von Polizisten und Hunderte von Gefängnissen hätten nützen können. Frankreich hätte ja auch kein Cayenne und keine chronischen Ueberlässe nöthig gehabt, wenn dort das Auswandern zeitig genug in Schwung gekommen wäre, wie in Deutschland. Die Söhne des Letztern haben sich seit der Zeit, wo sie im

vorigen Jahrhunderte von englischen Lords gekauft und von den eigenen gemüthlichen Fürsten verkauft wurden, um Nordamerika zu bekämpfen, dort so bequem und zahlreich eingebürgert, daß es jetzt auch ohne politische und religiöse Gründe Hunderttausenden, ja Millionen von Deutschen sehr leicht wird, mit 50 Thalern Ueberfahrts-geld in der Tasche den Boden Deutschlands zu verlassen und die hohen Tagelöhne so wie die Militairfreiheit in Amerika aufzusuchen. Durch diese glückliche Sachlage wird zugleich die politische Ruhe Deutschlands und künftig gottlob vermittelst Deutschlands auch des ganzen europäischen Welttheils für Generationen verbürgt, in gleicher Weise aber auch die Größe des deutschen Namens für alle Zeit gesichert.

So mag der deutsche Nationalliberale von heute urtheilen. Er kann, wenn aus alter Gewohnheit sein Herz etwas links liegt, sich ja zum Ueberflusse gar noch damit trösten, daß die freiheitliche Entwicklung Deutschlands durch die neue Wendung nur unwahrscheinlich, keineswegs aber völlig unmöglich gemacht worden ist. Durch Consequenz und energische harte Arbeit kann ja, unter den Wandlungen der großen auswärtigen Politik das deutsche Parlament allmählich in Decennien, in Jahrhunderten vielleicht zu der politischen Geltung sich

aufschwingen, die ihm jetzt noch fehlt. Die Volksvertretung kann dem deutschen Staate selbst um der innern Ordnung willen immer unentbehrlicher werden, und so schließlich selbst die Bedeutung des englischen Parlaments erlangen, die ja auch erst allmählich und nach harten Kämpfen im Laufe von Jahrhunderten errungen wurde. Gegen eine solche solide Auffassung läßt sich ja durchaus nichts einwenden.

In ganz anderer Lage aber, als die deutschen Nationalliberalen, befinden sich alle nach links oder rechts neigenden Nichtdeutschen Europa's, die doch $\frac{5}{6}$ der Bewohner dieses Welttheils ausmachen. Alle Idealisten und Nichtidealisten unter ihnen stehen auf einem ganz andern Standpunkte. Während unter den deutschen Oesterreichs, der Schweiz, Amerikas, ja selbst Deutschlands und sogar Preußens nach Maßgabe der Pressfreiheit etc. eine feindselige Auffassung der preußischen Erfolge vielfach zu Tage treten konnte, ist eine solche Auffassung bei den Nichtdeutschen nur zu natürlich, und daher auch ganz allgemein. Nur das russische Volk, in seiner überwiegenden Mehrheit politische Vorsicht und Berechnungen mit Recht der Weisheit seiner Regierung überlassend, sieht der Umwälzung verhältnißmäßig kühl zu, trotz der Aufregung der ihm stammverwandten sla-

vischen Völker Oesterreichs. Allerdings stand im letzten Kriege zu Zeiten ein Theil der russischen Presse entschieden gegen Deutschland, aber in Rußland bildet die Presse überhaupt keine Macht, wie in den westlichen Staaten. Allenthalben anderwärts und nur mit sehr wenigen Ausnahmen sehen die Idealisten Skandina- viens, *) Italiens, Belgiens, Ungarns etc. etc. in der Ersetzung der Macht Frankreich's durch das preussische Junkerthum zunächst einen ungeheuren Rückschritt; der militairische Lorbeer auf dem Haupte der gefürchteten entschiedensten Reactionäre erscheint ihnen als ein kaum wieder gut zu machendes Unglück, da nach ihrer Ausrechnung bei der gedankenlosen Masse, den Anbetern des militairischen Erfolges nunmehr die Liberalen, die Schulze=Delitzsch, Birchow etc. allen Boden verlieren, ihre Gegner in und außerhalb Deutschlands an Boden gewinnen müssen. Sehen wir aber von der Handvoll

*) Anmerk. Der preussischpatriotischen Presse zufolge ist „die gesammte schwedische Presse mit Ausnahme einer einzigen Zeitung in Gothenburg nur von wüstem Geschrei und blindem Deutschen- haß erfüllt“, und das seit dem Oktober 1870. Und die Schweden sind doch eine rein germanische Nation, dazu gebildet, protestantisch und gut conservativ.

kosmopolitischer Idealisten ab, so erscheint den Uebrigen die begonnene politische Umwälzung Europa's dadurch besonders unheilvoll, daß sie als der Vorbote unabsehbarer Kriege angesehen wird. Was hat nicht Alles zum alten deutschen Kaiserreiche gehört, von der Narowa an bis zur Tiber, von der Rhone bis tief in Oesterreich hinein; welche Kämpfe, welche Blutvergießen, wenn die Leiter der deutschen Politik es nützlich finden, zur Erstückung der heimischen Liberalen auswärtige Eroberungskriege zu unternehmen! Holland, der Schweiz, Belgien bangt für ihre Selbständigkeit, Oesterreich sieht seiner Zerreißung, Italien neuen „Römerzügen“ entgegen (die ja von der Partei der Ultramontanen in der That schon jetzt 1871 auf dem deutschen Reichstage proponirt wurden! *) Nur Rußland bewahrt, im Vertrauen auf seine unbefiegbare eigene Macht, Preußen ein in der Geschichte selten dagewesenes vertrauensvolles Wohlwollen, wofür ihm der deutsche Kaiser und die leitenden Politiker Preußens in der beredtesten Weise ihren Dank

*) Allerdings steht es jetzt fest, daß der deutsche Kaiser noch in diesem Jahre einen Römerzug nicht zu unternehmen gedenkt, trotzdem er die Vergewaltigung des Papstes in Rom durch Italien sehr bedauert. So melden die deutschen Zeitungen einstimmig.

ausdrücken, so daß, so lange die jetzigen Verhältnisse dauern, glücklicher Weise an einen Krieg zwischen Rußland und Deutschland gar nicht gedacht zu werden braucht. Von allen andern Seiten her richten sich auf das heutige Deutschland nur argwöhnische Blicke. Mehr als jemals früher soll nun das Kriegsbudget die Ersparnisse der europäischen Völker verschlingen; hunderte von Millionen, die den Werken der Civilisation und Gesittung gewidmet werden könnten, müssen nun unabänderlich zur Pflege der Anstalten für Menschenschlächtereie hergegeben werden. Dazu kommen die den Völkern in Aussicht gestellten ungeheuren Opfer an Arbeitskraft durch die allgemeine Wehrpflicht, *) die uns in mancher Beziehung in jene Zeit zurückversetzt, wo vor drei Jahrtausenden die kleinen Königreiche Juda und Israel mit

*) Allerdings erfordert diese z. B. in der Schweiz noch weniger Ausgaben, als das stehende Heer, und absorbirt auch weniger Arbeitskraft, da die militairischen Uebungen zum großen Theil während der Schulzeit in den Freistunden der Jugend beigebracht werden, wozu jährlich nur wenige Wochen Uebungen größerer Truppenmassen und Schießübungen als Volksbelustigung hinzukommen. Aber der Schweiz wird weder Deutschland, noch sonst irgend eine europäische Großmacht nachahmen, das unterliegt keinem Zweifel.

Heeren von vielen Hunderttausenden einander anfielen, wo nahezu Hunderttausende auf dem Platze blieben, das Resultat und die Ziele des Krieges aber um Nichts besser waren, als die von kleinen Häuflein gemietheter Landsknechte und gepanzelter Ritter des Mittelalters für ganze Länder erkämpften. Das Resultat war aber stets: Ausplünderung und Knechtung der Besiegten in dieser oder jener Form, ungeheure Beute den Führern, sehr kleine aber der Masse der Sieger und zwar nur um den Preis der frühern etwanigen Selbständigkeit des siegenden Volkes selber,

Unter allen Uebeln der Menschheit ist das Schlimmste die in irgend welcher Weise erreichte große Kriegsbereitschaft irgend einer Nation; denn diese zwingt alle Nachbarn zu den ungeheuersten, obwol sehr oft vergeblichen militairischen Anstrengungen. Diese Anstrengungen hören erst dann auf, wenn das kriegsbereite Volk im Verfolge seiner Siege in Hunderten von Schlachten allmählich das Blut seiner kriegstüchtigen Söhne verspritzt hat, und nun, wie Deutschland nach der Herrschaft der kriegs- und eroberungsfüchtigen hohenstaufischen Kaiser, für lange Zeit in die tiefste Ohnmacht und innere Unfreiheit versinkt.

Man lese im alten Testamente die Geschichte der un-

zählbaren Kämpfe zwischen Juda und Israel nach, man vergleiche damit die gleichfalls zahllosen Kämpfe der kleinen griechischen Staaten gegen einander seit dem peloponnesischen Kriege bis zu ihrer Unterjochung durch Rom, und man wird das richtige, aber entsetzliche Bild vom dem erhalten, was der europäischen Völkerfamilie drohen kann, wenn ein unglückseliger Lauf der Geschichte die Staaten und Völker der Kriegsliebe überliefert hat. Weder die Civilisationsstufe, weder die republikanische oder monarchische Verfassung der Staaten, noch die momentane Mäßigung des mächtigsten Volkes und Staates kann dem Unheil Einhalt gebieten. Souveraine Herrscher und souveraine Völker können beide, das steht historisch fest, höchst leichtfertige und in ihren Folgen unabsehbar unglückselige Kriege hervorrufen, die mächtigern zur Befestigung ihrer Herrschaft, die schwächern zur Sicherung ihrer Unabhängigkeit. Der Krieg bietet mit Einem Male alle die Uebel, die die Pest, die Cholera, die Feuer-, Wasser- und Hungernoth, die Revolution, Anarchie, Despotie nur im Einzelnen zu bieten im Stande sind. Seit 1864 führt nun Deutschland, speciel Preußen, den dritten Krieg; alle diese Kriege haben unerwartet glücklich für Preußen geendet, und schon das kann als sichere Bürgschaft für baldige neue

Kriege angesehen werden. Noch mehr aber bürgt für den Eintritt einer endlosen Kriegsepoche in Europa die allgemeine Lage, die so geartet ist, daß kein Mensch, ja keine einzige deutsche Zeitung daran glaubt, der deutsch-französische Krieg von 1870 — 71 sei der Abschluß; im Gegentheil sind Alle überzeugt, er sei der Anfang einer großen Kriegsepoche. Dieser allgemeine Glaube könnte sich freilich auch nicht verwirklichen; politische Wahrsagereien treffen sehr oft nicht zu. Aber zu bedenken ist es Keinem, wenn er im Angesicht eines so ungeheuren herannahenden Unheils die neuern Ereignisse mit tiefem Mißmuth betrachtet, den Jubel über dieselben aber der über politische Dinge nur wenig nachdenkenden Masse überläßt, die die Gefahren erst dann zu erblicken beginnt, wenn sie schon mitten drin sich befindet. Die Lage ist einfach die, daß das preußische Junkerthum mindestens ebensoviel Gründe hat, die Freiheitsbestrebungen des eigenen Volks durch zahlreiche und erschöpfende auswärtige Kriege zu ersticken, wie weiland Napoleon I und III sie hatten. Dies eine Argument wiegt schwerer, als alle Gegenargumente, die sich auffinden lassen. Daraus folgt unter Anderm, daß die Kriegswahrscheinlichkeit um so größer werden muß, je nachdrücklicher die Volksmänner und Agitatoren

für die Freiheit eintreten, trotzdem daß sie gar keine gesetzliche Macht und bestimmenden Einfluß haben, um auf die große Politik direct einzuwirken. Jede der ohnmächtigen Zuckungen Deutschlands für die Volksfreiheit kann daher nur größere Uebel herbeirufen, als diejenigen sind, die durch sie beseitigt werden sollen. Was gilt unter solchen Verhältnissen die Friedensliebe des Deutschen Volkes selbst, die übrigens auch noch erst bewiesen werden muß! Hat doch das deutsche Volk in seinem dunklen Drange Barbarossa sechs Jahrhunderte lang wie einen Heiligen verehrt, denselben Barbarossa, den wie gesagt der deutsche Geschichtsforscher Professor Sybel für einen ebensolchen Menschenschlächter und Feind der Menschheit hält, wie Napoleon I. Vergessen wir aber nicht, daß Letzterer, der Frankreich Beute und Gloire brachte und dafür das Blut seiner Söhne und die Freiheit nahm, in den eroberten und ausgeplünderten Ländern wenigstens weit bessere Gesetze und Ordnungen einführte, als er sie vorfand, so daß, wie erwähnt, man in den von ihm Frankreich angeschlossenen Deutschen Provinzen sogar noch heute eine bessere Gesetzgebung, staatliche und Gemeindeverfassung, höhere Cultur, Gewerbefreiheit, Ackervertheilung etc. vorfindet, als im übrigen Deutschland. Am glühendsten haßten

und hassen ihn die deutschen bevorrechteten Classen, denen er ihre Vorrechte zum Besten der Gesamtheit nahm. Nichts von Allem dem that oder beabsichtigte Barbarossa; für seine Zerstörungen und Plünderungen fremder Länder bot er ihnen nicht den geringsten Ersatz, so daß er auch mit Recht einen weit größern Haß seitens der Unterworfenen erndtete, als Napoleon I. Und doch hat das deutsche Volk, dem er Nichts an Freiheit, Nichts an guten Einrichtungen und Gesezen geboten oder bieten gewollt hat, es verstanden, ihn in der Sage nahezu zum Hort der Deutschen Freiheit herauszupuzen. Welch eine Handhabe erwächst daraus für die redegewandten Bismark, Roon, Moltke etc. gegen die Herrn Schulze-Dehligsch, Laßker etc. die den Krieg „mit Maaß“ führen und dem deutschen Volke dabei die Freiheit erobern wollen! Wie leicht wird es ihnen, unter dem Beifallsgelächter der Menge, sobald es nöthig wird, schlagend nachzuweisen, daß sie mit ihren Freiheitsphantasien gar sehr im Irrthume sind, indem ja gerade das deutsche Volk selbst nach seinen innersten Neigungen grade solche Regenten und solche Eroberungskriege wünsche, wie der bis Anno 1871 zum Leidwesen des Volkes im Kyffhäuser Schlummernde sie reichlich bot, in dessen Geiste nun endlich wieder gewirkt wer-

den müsse und solle. Kurz für die Dienste der Nationalliberalen wird ihnen, als Lohn, zum Schaden der Spott gefügt werden, so daß sie selbst werden eingestehen müssen, die Moral der jetzt so sehr in den Vordergrund geschobenen Barbarossasage seien endlose Eroberungszüge der deutschen Heere auf Wunsch der deutschen Volksmasse, die darauf rechnen könne, dabei excellent angeführt zu werden. Die preussischen Anführer werden sich ja sagen können, daß sie den Willen des Volkes ausführen; sie werden also nicht einmal so viel Rücksichten zu nehmen brauchen, wie Napoleon I., der seinen Willen dem französischen Volke aufdrang, und daher stets beweisen mußte, daß er nicht der Angreifer, sondern eigentlich nur der angegriffene Theil sei. Die preussischen Anführer werden dank der Barbarossasage über solche schwächliche Nothbehelfe sich hinwegsetzen können.

Unter diesen düstern Betrachtungen der Nichtdeutschen (und der deutschen Bevölkerungen außerhalb Deutschlands und sogar in Deutschland, ja sogar in Berlin selbst) ändert sich zunächst unaufhaltsam und ganz von selbst die Lage der deutschsprechenden Bevölkerungen in den nichtdeutschen Ländern Europa's. Bis vor Kurzem hatte noch die Bezeichnung „Deutscher“ rein ethnographi-

schen oder linguistischen, aber durchaus keinen staatlichen Sinn. Dieser Umstand war besonders günstig zur Errichtung deutscher Colonien, namentlich in den schwachbevölkerten Gegenden im Osten Europa's, sowie zur Verbreitung der Deutschen und ihrer Sprache über die ganze Erde. Jedes Volk nahm den Deutschen gern als vollberechtigtes Mitglied auf, und hatte niemals etwas einzuwenden gegen möglichste Verbreitung der deutschen Sprache selbst unter Nichtdeutsche — wie wir das in Kur-, Liv- und Estland sehen. Die Sache ändert sich aber total, sobald das Wort Deutscher tiefe politische Bedeutung bekommt, sobald Deutscher sein entweder bedeutet, einem mächtigen kriegerischen politischen Staate angehören, oder mit ihm besonders sympathisiren. Denn Letzteres kann in gewissen Fällen nur auf Kosten der Liebe zum eigenen Vaterlande geschehen, und eine solche Hinneigung wird um so mehr von praktischer Bedeutung, je leichter Kriege, und zwar große blutige Kriege zwischen diesem Deutschland und dem nichtdeutschen Staate möglich sind, in welchem der mit Deutschland sympathisirende Deutsche wohnt. Die Lage ändert sich also, ganz theoretisch betrachtet, ohne fremdes Zuthun, entschieden zu Ungunsten des mit Deutschland in politischer Beziehung sympathisirenden Deutschen in nichtdeutschen

Ländern, und ebenso zu Ungunsten der Weiterverbreitung der deutschen Sprache, auf deren Gebrauch ja die Nationalitätsansprüche begründet zu werden pflegen. Anders ist es freilich in Bezug auf Deutsche, die keine ausgesprochenen Sympathieen zur Schau tragen in Betreff eines politischen Staates Deutschland, das über Nacht in Folge unberechenbarer politischer Zufälle zum politischen Feinde werden kann, gegen den man sich dann unter ungeheuren Opfern an Gut und Blut wehren muß.

Aber ist es denn auch möglich, daß man deutsch reden, die deutsche Literatur kennen und hochschätzen, ja selbst von deutschen Eltern abstammen und doch für die politische Größe und Machtstellung Deutschlands gleichgiltig sein und bleiben kann, selbst als Unterthan eines nichtdeutschen Staates? So dürfte sehr leicht Mancher fragen, der, wie das in unseren baltischen Gouvernements oft vorkommt, bisher nur preußischdeutsche Zeitungen gelesen hat, und ihre Sprache für die menschlich richtige, unpartheiische hält, ohne daran zu denken, daß auch sie allen Sonderinteressen des Staates zu dienen haben, für den die meisten ihrer Leser und Schreiber in jedem vorkommenden Falle Gut und Blut hinzugeben verpflichtet sind. Um gleich darauf eine runde Antwort zu geben, glauben wir, daß das nicht nur möglich, son-

dern das einzig und allein Natürliche ist. Die Verwirrung der Begriffe, die in diesem Punkte noch hier und da herrscht, rührt zum großen Theil von der zu plötzlichen Umwandlung Deutschlands in einen politischen Großstaat her; anderer Gründe wollen wir gelegentlich später gedenken. Wählen wir Beispiele. Von den mindestens 70 Millionen Menschen, die englisch sprechen und zu den politisch gebildetsten und entwickeltsten Bewohnern der Erde gehören, von diesen sympathisiren trotz Shakespeare u. kaum 30 Millionen mit dem politischen Großstaat England; die übrigen sind entweder neutral, gleichgiltig, oder gar entschiedene politische Gegner dieses Großstaates (die Nordamerikaner, die Iren, die meisten englischen Colonisten in allen Welttheilen). Mit den Spaniern und Portugiesen in Europa und in Amerika steht es genau eben so; daß die gemeinsame Sprache und selbst die Abstammung auch gemeinsame politische Interessen schaffe, will Niemand in den Kopf. Und doch haben die genannten drei Völker besonders viel Gelegenheit und Unlaß gehabt, über diese Sache nachzudenken. Freilich fällt es auch dem deutschen Schweizer, Nordamerikaner u. nicht entfernt ein, die politische Einheit mit Deutschland herbeizuwünschen. Dagegen ist es sehr begreiflich, daß der

Deutsche in Deutschland in Briefen und Zeitungen ausspricht, daß er es sehr gern sähe, wenn der ausgewanderte Deutsche, sei es in Amerika, sei es sonst wo, seine eigenen Interessen und die Interessen seines neuen, freiwillig gewählten Vaterlandes möglichst vernachlässigte, unter Umständen gar verriethe, um dem Centralstaate dadurch Vortheile zu verschaffen. Von egoistischen Interessen ist ja kein Staat und keine menschliche Gesellschaft frei. Sonderbar. Schiller und Göthe haben z. B. von Preußen keine Förderung erfahren, für ein politisch allmächtiges Deutschland nie geschwärmt, eher für das Gegentheil. Und nun soll Jeder, der diese Classiker liest, dem Cultus-Minister Mühlner huldigen — das ist neueste nationalliberale Logik!

Wir können dies gewichtige Thema hier nicht bis zur Erschöpfung behandeln, und behalten uns genauere Besprechungen darüber, auf unsere Verhältnisse angepaßt, in einem nächsten Heft vor. Uns bleibt nur übrig, auf das tiefste zu bedauern, wenn auch nur für kurze Termine eine Zeit in der Welt wiederkehren sollte, wo die Leute wie vor Jahrtausenden, einander bloß um ihrer Nationalität willen erwürgen, wo jedes Volk sich für das allein civilisirte, allein berechnigte, allein auserwählte und Alle andern für rechtlose Barbaren

hält, auf deren Wohl und Wehe es nicht sonderlich ankommt, weil sie ja Brod, Wasser, Himmel und Erde anders benennen, als wir. Jahrhunderte lang sahen wir Deutsche und Franzosen in der Schweiz, in Frankreich, in Belgien u. in friedlichster Weise beisammen wohnen, und die Tüchtigen, Braven, Fleißigen beider Nationen standen einander weit näher als den Schuften, Lagedieben und Rohen ihres eigenen Stammes — und jetzt soll das Gegentheil wahr sein, die fremde Nationalität niedriger stehen, als die eigenen Schufte und Strolche, so will es die neuerstandene nationalliberale Lehre haben, die man längst begraben wähnte. In Rußland ist glücklicherweise bis jetzt noch nicht der Eingang dieser gefährlichen Lehre zu fürchten; wie niedrig auch sonst unsere Civilisation stehen möge, dazu steht sie doch noch viel zu hoch. Und darum sieht auch der niedrig oder hoch stehende Russe es ohne Mißgunst an, daß Hunderte, ja Tausende bei uns die hervorragendsten Stellungen im Militär, im Civildienst und im privaten Leben einnehmen, ohne einen russisch klingenden Namen zu haben. Was kümmert es uns, ob ein Mensch Müller oder Melnizki, Schmidt oder Kusnezow oder Kalleis heißt, wenn er nur den Interessen Rußlands treu ergeben ist, wenn er die Besserung der Zustände im eige-

nen Vaterlande von ganzer Seele fördert, und die Menschheit nicht nach äußern Kennzeichen, nicht darnach, mit welchen Lauten sie Wasser und Brod, Tugend und Laster bezeichnen, in Klassen eintheilt. Freilich weiß bei uns auch Jedermann, dem darum zu thun ist, daß Hunderte von hochgestellten Personen mit deutsch klingenden Namen, der lutherischen, russischen, katholischen u. Kirche angehörig, so gute und energische Russen sind, wie z. B. der ehemalige General = Gouverneur Kaufmann in Wilna. Sie sind sicherlich ebenso zuverlässige Russen, wie die Herrn v. Poddbielsky, Graf Pourtales, Savigny, van der Heydt, Moltke gute Preußen und Deutsche sind, oder die Herrn Schneider, Hausmann, Ulrich, Bourbaki u. unter Napoleon III. gute Franzosen waren.

Als ein belachenswerthes Kuriosum muß übrigens hier eine furchtsame Aeußerung seitens derjenigen Deutschen erwähnt werden, die z. Th. unlängst nach Rußland gekommen, der russischen Sprache nicht mächtig sind, also russische Zeitungen nicht lesen, aber mit Hilfe der tendenziösen Auszüge, die einige deutsche Blätter aus den russischen gelegentlich machen, sehr gern ein allgemeines Urtheil „über das Treiben der Russen und ihrer politischen Parteien“ sich erlauben. Aus solch' wei-

fem Munde kommt wol gelegentlich die von uns gebrachte Aeußerung, der nationale Fanatismus der russ. „Mosk. Zeitung“, des „Golos“ 2c. werde das russische untere Volk einmal so weit in Harnisch bringen, daß es sich auf Alles stürzen werde, was einen deutschen Namen trägt, um es niederzumachen. Es ist interessant, die ganze Weisheit eines solchen Spruches zu messen; wir geben daher dem Leser folgenden Maßstab in die Hände: 1., Die gedachten Zeitungen gehören zu den theuersten in Rußland; 15 Rubel jährlich für eine Zeitung giebt nicht einmal jeder wohlhabende Gutsbesitzer oder Kaufmann aus, schon weil diese Lectüre ziemlich weit gehende allgemeine Bildung erfordert; dem russischen „untern Volk“ fehlt es aber nicht nur an so viel Geld und Kenntnissen, sondern meist auch an der einfachen Kenntniß des Lesens. 2., die russischen Blätter insgesamt, namentlich aber die erwähnten größern haben mit seltener Ausführlichkeit hundertmal wiederholt, daß nicht der zufällige Klang des Namens und die Abstammung — in Rußland leben etwa hundert Volksstämme — sondern nur die Liebe zum großen russischen Vaterlande, die Thätigkeit für dessen Gedeihen und Fortschritt den russischen Patrioten kennzeichnen, daß man sehr gut Kaufmann, Müller 2c. heißen und ein

hundertmal besserer Patriot sein kann, als gewisse Männer mit rein russischen Namen sind, die auf *ow*, *jew* endigen. Wer also die Zeitungen zu lesen versteht, kann überhaupt nicht darüber in Zweifel sein, was sie sagen. 3., Was aber die rohe, ungebildete Volksmasse anbetrifft, die nur russisch spricht und nicht einmal zu lesen versteht, so wäre es interessant, zu wissen, wie sie die deutschen Namen von den nichtdeutschen und nicht-russischen der hundert in Rußland lebenden Volksstämme sollte unterscheiden können, falls ihr der Unterschied zwischen Deutschen, Portugiesen, Franzosen überhaupt klar geworden wäre.

Bei der großen Zahl der Rußland bewohnenden Volksstämme und der weltbekannten nationalen Duldsamkeit und Gutmüthigkeit des russischen Charakters ist das Erwachen eines nationalen Fanatismus bei uns schwerer möglich, als irgend wo in ganz Europa. Anders in Deutschland. Dort wurde der nationale Geist im Anfange dieses Jahrhunderts im Kampfe gegen die Franzosen wach gerufen, später aber von den Regierungen bekämpft und daher um so eifriger von der Opposition geweckt und von den Literaten verherrlicht — bis es in unsern Tagen Bismark in den Sinn kam, nach dem Vorgange von Cavour in Italien diese ungeheure

Kraft zur Umgestaltung der politischen Verhältnisse Mitteleuropa's zu benutzen. Ob dieser nun völlig entfesselte nationale Geist einmal dazu führen wird, daß man in Deutschland z. B. jeden einzelnen Menschen mit französisch klingendem Namen verfolgen wird, wissen wir nicht, glauben es auch nicht. Jedenfalls wäre aber dort eine solche Verfolgung leichter denkbar, als in Rußland z. B. die der Deutschen; denn die heutigen nationalliberalen Zeitungen Deutschlands sind bei Weitem nicht so vorsichtig, wie die entsprechenden Blätter Rußlands. Ja selbst reine Volksblätter, wie z. B. die weitverbreitete Gartenlaube, wußten uns Jahre lang von den Leipzig so nahen Tschechen, ihrer Barbarei, ihrem religiösen Fanatismus etc. so haarsträubende Dinge zu erzählen, und von den böhmischen Deutschen als Rettern der Kultur — — — daß es uns ganz komisch zu Muthe werden mußte, als 1867 sämtliche Zeitungen plötzlich meldeten, die Tschechen in Böhmen hätten auf das Energischste gegen die Niederlassung der so eben aus Benetien verjagten österreichischen Jesuiten in Böhmen protestirt, ja mit massenhaftem Uebertritt zum Protestantismus gedroht, im Falle diese schwarzen Herren nach Böhmen verpflanzt würden: die böhmischen Deutschen hätten aber jeden solchen Protest sorgfältig unter-

lassen. Und das sind der protestantischen Gartenlaube die Ketter der Civilisation gegenüber den fanatischen ultramontanen katholischen Tschechen! Wenn so Etwas vor 1866 und vor 1871 am grünen populären Zeitungsholze geschah, was wird nicht nach Sadowa und Sedan am dürrer nationalliberalen Holze geschehen können, besonders wenn einmal deutscherseits das Heruntermachen Rußlands nützlich erscheinen sollte!! Solche Volksrichtungen im Großen Ganzen müssen wir zeitig in's Auge fassen, um unser gesundes Urtheil zu behalten. — Uebrigens giebt im April 1871 ein neuerlicher Leitartikel der Augsburger Allgemeinen Zeitung (die bekanntlich von jeher Artikel pro und contra in jeder Richtung aufnimmt) über die Stellung der tschechischen Geistlichkeit folgende höchst interessante Aufschlüsse, die wir unsern Lesern aus mehr als Einem Grunde nicht vorenthalten mögen.

„Als nach hundertjährigem todesähnlichem Schlummer hart am Ende des vorigen, bemerkenswerther erst im Beginne unseres Jahrhunderts, die tschechische Nationalität wieder langsam aufzuleben begann, da stand an ihrer Wiege als ihr treuester und lange Zeit hindurch als ihr einziger Pfleger der tschechische Klerus. Lebten doch so ziemlich nur in den entlegensten und ärmsten Gemeinden die wenigen corrumpirten Sprachreste und nationalen Bräuche fort; waren doch so ziemlich die einzigen in den Hän-

den des Volkes noch zurückgebliebenen tschechischen Denkmäler die Gebetbücher und die von den Jesuiten zur Ausrottung der letzten Spuren von Kezerei eifrig gepflegten Tractätchen. In dem Staube der Bibliotheken lag begraben, was sich sonst von der nationalen Literatur aus der allgemeinen Sturzfluth der Kezer- und Bücherverfolgung gerettet hatte; deutsch und französisch war die Sprache aller Gebildeten, deutsch und lateinisch die Sprache der Schulen. Von der Kanzel herab und aus verwahrlosten Volksschulen hervor brach sich die Nationalsprache erst allmählich wieder Bahn; nicht der germanisirte und germanisirende Beamte, nicht der latinisirende Gelehrte, nicht der auf die allgemeine deutsche Verkehrssprache angewiesene Mann des Gewerbes oder Handels fand irgend ein Interesse an dem allgemein als todt und abgethan betrachteten nationalen Idiom; nur der Priester, zumeist hervorgegangen aus der tiefsten Schicht des Volkes und zurückverwiesen auf sie als Seelenhirt und Lehrer, nahm sich seiner an, und fand auch hinreichende Muße es — wie oft nur als Curiosität! — zu pflegen. So sehen wir Geistliche thätig bei der Wiederbelebung der Sprache, die selbst ihr größter Kenner, der Abbé Dobrowsky, noch für todt erklärt und als solche mit dem Interesse des Anatomen behandelt hatte. Allmählich schlossen sich der Bewegung Lehrer und Volksschriftsteller an; aber der Hauptsache nach war bis auf das Jahr 1847 herab die nationale Propaganda ein Werk des Klerus und die klangvollsten Namen der neuentstehenden Literatur, wie z. B. Winarizky, Kollar (Protestant), Jablonsky, gehören dem geistlichen Stande an.

Der Haupthebel dieser nationalen Propaganda war nun selbstverständlich die Erinnerung an die glorreiche Vorzeit, ein Remi-

niscenzencultus, der sich anfänglich in der phantastischen Ausschmückung der märchenhaften ersten Periode mit den Gestalten Aroks, Libussa's und der männermordenden Wlasta gefiel; die Auffindung der Königinhofer Handschrift lenkte die Aufmerksamkeit auf die näherliegende Periode der Kämpfe gegen Tataren und — Deutsche, und gab den Anstoß zum Suchen nach Zeugnissen für eine eigene Cultur- und Rechts-Geschichte. Das war alles noch harmlos und widerließ nicht den Begriffen, wie sie ein Sednizky vom „wahrhaften Oesterreicherthum“ haben mochte; aber böse Beispiele verderben gute Sitten: aus Frankreich herüber wehte ein scharfer Wind, der trotz aller Vorsichtsmaßregeln durch allerlei Fugen hereindrang, und von den Deutsch-Oesterreichern theilte sich die Gährung der Geister auch den Tschechen mit. Von dem sagenhaften Boden der Wlasten und Libussen traten sie herüber auf den realen der neuern Geschichte, und der nationale Cultus concentrirte sich jetzt auf drei ganz andere Figuren, auf Hus, Biska und Georg v. Podiebrad. Es kamen die schönen Tage, da man an eine Einigung der Nationalitäten unter dem Banner der Freiheit glaubte, und die Vorkämpfer der religiösen zugleich als die der politischen Freiheit feierte — die Tage, in denen die Lennau, Hartmann, Meißner in Gemeinsamkeit mit den Tschechen den Reformator Hus und den blinden Hussitenführer besangen.

Und da stand nun der nationale Klerus urplötzlich vor einer sehr unliebsamen Erscheinung. Die Bewegung, die er großgezogen, drohte sich gegen ihn zu wenden: das zahme Bäcklein war zum Strome geworden und es blieb keine Wahl, als ihm schleunigst den Rücken zu wenden, oder — sich fortreißen zu lassen. Der tschechische Klerus entschied sich für das letztere, er that wohl oder übel

mit. Ob aus Berechnung und in der stillen Hoffnung, die Geschichte in ruhigeren Tagen wieder ins Geleise zu bringen, oder ob dem mächtigen Drange des Nationalgeföhls folgend, mag dahingestellt bleiben. Uns interessirt nur die Thatsache, daß mit der nationalen Bewegung, die immer mehr und mehr mit dem Hussitismus liebäugelte, die Geistlichkeit eng verquickt blieb. Sie sang zwischendurch ihre frommen Hymnen und cultivirte die Heiligengeschichten, aber sie blieb mitten im Strome, der über ihren Köpfen zusammenschlug. In höhern Kreisen begann man darüber stuzig zu werden; man begriff sehr wohl den Vortheil, durch Vermittelung des Klerus die Hände in der nationalen Bewegung zu behalten; aber man verschloß sich auch nicht der Besorgniß vor etwaiger Ansteckung der eigenen Schafe, ja man mußte die Bemertung machen, daß diese Ansteckung theilweise schon erfolgt war, daß es in manchen Köpfen des jüngeren Klerus ganz absonderlich spukte von tschechischer Liturgie, von Nationalkirche und derlei bedenklichen Dingen mehr. Und so sah sich die hohe Hierarchie in der eigenthümlichen Lage, einerseits die Betheiligung des Klerus an der nationalen Bewegung als dienlich für ihre Zwecke begünstigen zu müssen, während sie doch andererseits den Klerus eben wegen dieser Allianz überwachen und in stetem Verdachte haben mußte.

Das natürliche Gegengewicht bot der deutsche Klerus. Von diesem standen keine hussitischen Tendenzen zu befürchten, auf ihn konnte man sich stützen, ihn auch im Nothfall als Gegengift benützen. Und so war es nicht blos in hierarchischen Kreisen ausgemacht, daß der nationale Klerus, trotz der guten Dienste die er leistete, unzuverlässig sei, und ins Kegerische schillere, während der deutsche, über jeden Zweifel an seiner Rechtgläubigkeit erha-

ben, die gefügige Handhabe für jeden Akt kirchlicher Reaction bot. Die Lieblinge der maßgebenden Kreise waren deutsche Domherren, während die Tschechen in gar mancher Hinsicht, so z. B. im Punkte der Subventionirung ihrer Blätter, etwas stiefmütterlicher behandelt wurden. Und wirklich traten auch unter dem deutschen Klerus Symptome zu Tage, welche diese Ansicht durchwegs zu rechtfertigen schienen; keine nationale Pfarre hatte einen Erfolg aufzuweisen, wie ihn deutsche Priester mit dem Wunderschwindel der Jungfrau Lade bei Georgswalde erzielten—die Füllung ihrer Cassen um den Gegenpreis der allgemeinsten Mißachtung.''

So weit der Artikel der Augsburger Zeitung, der unter Anderm klar genug zeigt, auf welcher Seite in Böhmen mehr katholische Bigotterie und Hinneigung zum Ultramontanismus liegt. Unsere Leser deutscher Zeitungen müssen solche Beispiele aus der Ferne (und Böhmen liegt uns gewiß fern) genau kennen und zur Hand haben, um gewisse Berichte deutscher Blätter über Rußland richtig zu würdigen. Wenn wir uns erinnern, mit welcher Ehrfurcht Luther stets von Hus gesprochen hat (die Martinisgans am 10. November wird eigentlich zum Andenken an Hus, slavisch oder tschechisch Gus, d. h. Gans, verspeist; in dieser derben mittelalterlichen Form wollte Luther das Andenken an den edlen Märtyrer erhalten wissen), dann müssen wir schon als Lutheraner die heutigen geistigen Regungen des tschechischen Volks hoch in Ehren halten.

Durch die geographische Lage des nördlichen und centralen Rußlands, namentlich aber der baltischen Provinzen ist das deutsche Zeitungen lesende Publikum vorzugsweise auf preußischdeutsche Blätter angewiesen. Leser im Süden Rußlands beziehen ihre deutschen Zeitungen sehr oft aus Oesterreich; schrieben wir für diese Leser, wir würden, bei der Wichtigkeit der heutigen politischen Vorgänge, zur Klärung ihres Urtheils uns bemühen, ihnen den norddeutschen Standpunkt möglichst nahe zu rücken, die berechtigten Interessen Gesamtdeutschlands und die Aussichten, Wünsche und Hoffnungen, die dort an die Großmachtstellung Preußens geknüpft werden, im relativ besten Lichte vorzuführen. Jetzt aber haben wir diese Aufgabe offenbar durchaus nicht, da sie von unsern sämtlichen deutschen Zeitungen erfüllt wird, für deren Darstellungen ja die Hauptquelle eben die preußischdeutschen Blätter sind, so sicher es auch ist, daß sie ihrer politischen Stellung wegen unmöglich parteilos sein können. Nach der Seite hin ist also für wohl Jeden unserer Leser so gut gesorgt, daß wir ihm nur dienen können, wenn wir wenigstens ein paar Worte der Gegner vorführen. Bekanntlich liebt Jeder, der nicht Partei, sondern parteilos ist und sein kann, beide Theile anzuhören; daß aber die in Rußland le-

benden Deutschen völlig parteilos sind oder sein können und sollen, unterliegt keinem Zweifel. Um indeß diesem Gegenstande in unserer vorliegenden Schrift nicht zu viel Raum zu widmen, führen wir aus einem Aufsatze von dem bekannten deutschen Schriftsteller Gustav Rasch in der Wiener „Lagespresse“ vom 30 April, Morgenblatt Nr. 118 ein Stück wörtlich vor, das über die Sachlage im Allgemeinen sich gründlich ausläßt. Bei unserer Abneigung gegen so volltönige Kraftausdrücke, wie sie in der neuesten deutschen nationalliberalen und gegnerischen Journalistik, entsprechend der kriegerischen Zeit, vorzukommen pflegen, haben wir den Aufsatz abgefürzt.

„Was ist Preußenseuche?

Von Gustav Rasch.

„Es ergeht den Krankheiten der Völker, wie den Krankheiten der einzelnen Menschen. Sie tauchen auf, grassiren eine Zeitlang und verschwinden. Der Ausatz, der schwarze Tod sind Krankheiten, welche wir nur aus der Geschichte kennen; aus der Gegenwart sind beide Krankheiten verschwunden, während umgekehrt die Gegenwart neue Krankheiten erzeugt hat, welche dem Alterthum und dem Mittelalter fremd waren. Die Großmachtsseuche tritt uns in ihrer eigentlichen Gestalt zuerst in Spanien entgegen.... Die spanischen Könige erweckten sie künstlich

im spanischen Volke, nährten und pflegten sie und zogen sie groß, um durch die Lust an Ruhm, Kriegsbeute und Eroberung, durch die Gier nach Schätzen und Reichthümern den Freiheitsdrang des Volkes zu ersticken und das freiheitliche Streben der Aragonier und Castilianer von dem Ruhmesglanz kriegerischer Thaten in den Hintergrund zu drängen. Alle spanischen Kriege und Eroberungszüge nach Indien, nach Afrika und Amerika sind unter diesem Gesichtspunkte zu betrachten. Heute ist die Großmächtsseuche im spanischen Volke ganz und gar erloschen. Der ursprüngliche freiheitliche Geist der Spanier ist von Neuem erwacht. Aber die entvölkerten Ebenen, die Armuth des Volkes, die brachliegenden, endlosen Strecken des fruchtbarsten Ackerlandes bieten, wohin man blickt, ein schreckliches Zeugniß, in welchem Umfange Jahrhunderte hindurch in Spanien die Großmächtsseuche gewüthet hat. Das italienische Volk ist von der Großmächtsseuche verschont geblieben. Der Grund dieser Erscheinung ist nicht in der Individualität des italienischen Volksstammes, sondern in der staatlichen Zerrissenheit zu suchen, in welcher Italien Jahrhunderte lang zugebracht hat. Der Schöpfer der französischen Großmächtsseuche ist der erste Napoleon gewesen. Er verfolgte dieselben Ziele wie die spanischen Könige, mit denselben Mitteln, indem er die freiheitliche republicanische Strömung des französischen Volkes in der „Gloire“ zu ersticken strebte. Für das deutsche Volk, für Deutschland ist die Aera der Großmächtsseuche eine neue Epoche. Die Epoche ist erst fünf Jahre alt. Sie begann im Jahre

1866 mit der Preußenseuche. Aus der Preußenseuche ist seit den Schlachten des letzten deutsch-französischen Krieges die Großmächtsseuche in ganz Deutschland erwachsen. Künstlich erzeugt und künstlich in Blut und Pulverdampf großgezogen, wie einst in Spanien und wie in Frankreich, wird sie zweifelsohne denselben Verlauf nehmen. Eine europäische Coalition wird ihr eines Tages ein fürchterliches Grab graben—vielleicht weit fürchterlicher als die Grabstätten, worin die Leichen der spanischen und französischen Großmächtsseuche bestattet liegen.

Was ist Preußenseuche? Oesterreichische und preußische Blätter haben sich seit Kurzem mehrmals mit der Untersuchung dieser politischen Völkerverkrankheit beschäftigt, ohne in ihrer Untersuchung zu der richtigen Diagnose zu gelangen, oder, ich will lieber sagen, gelangen zu wollen. Der Kranke beurtheilt seine eigene Krankheit niemals richtig. Das liegt im Wesen der Krankheit selbst. Ein großes Wiener Blatt wollte kürzlich die Entstehung der Krankheit bis auf die Wiener Märztage zurückführen. Das ist ganz falsch! Die Preußenseuche wurzelt in der Individualität des Preussischen Volksstammes seit den Kriegen Friedrich des Zweiten gegen Oesterreich, deren Resultat die Eroberung Schlesiens—heute würde man die „Annectirung“ Schlesiens sagen—gewesen ist; sie ist großgezogen in den Franzosenkriegen der Jahre 1813, 1814 und 1815; specifisch hervorgetreten ist die Preußenseuche unter den Völkerepidemien aber erst im Jahre 1866 nach dem preussischen Kriege gegen Oesterreich. Sie ist ein künstliches Produkt Bismarckischer Politik,

auf die Individualität des preußischen Volksstammes berechnet, mit schlauer Ueberlegung geschaffen, um die freiheitliche Strömung, welche sich in den Jahren 1865 bis 1866 des preußischen Volkes bemächtigt hatte, zu ersticken. Der Coup gelang. Auf den blutgedüngten Schlachtfeldern des böhmischen Krieges stieg das Miasma der Preußenseuche auf. In der zweiten Hälfte des sechsundsechsziger Jahres wütheten in Preußen die Cholera und die Preußenseuche um die Wette. In das politische Leben des deutschen Volkes war nun eine neue Völker-Epidemie eingetreten, in Deutschland bis dahin unbekannt. Den Namen für diese neue Völkerkrankheit habe ich erfunden. Ich taufte die damals nur in Preußen grassirende, von den süddeutschen Volksstämmen verabscheute und gehäßte Krankheit die Preußenseuche. Zu meinem großen Bedauern ist seitdem die Preußenseuche eine historische Krankheit geworden.

Alle Siege der Bismark'schen innern Politik sind seit vier Jahren aus der Preußenseuche erwachsen. Die Preußenseuche hat die Köpfe Lascher's und Twestens ergriffen, als sie nach der Schlacht von Sadowa den Thatfachen Rechnung trugen und die nationalliberale Partei gründeten. Die Preußenseuche trieb die Hurraschreier in das Lager Bismark's, dem sie vor dem Kriege mit Oesterreich noch täglich im Landtage die Parole entgegengeschrien hatten: „diesem Ministerium keinen Thaler und keinen Soldaten!“ Aus den erbittertsten Feinden der Blut- und Eisenpolitik waren die National-Liberalen plötzlich zu Anbetern derselben Principien ge-

worden, welche sie drei Jahre hindurch mit Abscheu zurückgewiesen hatten. Die Dotationen der preußischen Minister und Generale nach dem österreichischen Kriege, das Indemnitäts-Gesetz für budgetwidrige Ausgaben, hat die Preußenseuche votirt. Für alle freiheitsfeindlichen Vorlagen der Regierung in den Kammeritzungen der letzten vier Jahre hat die Preußenseuche die Majorität zu Stande gebracht.

Die Preußenseuche ist die Basis aller Rechnungsträgerei, aller sogenannten Realpolitik geworden; sie ist das Motiv des schändlichsten Grundsatzes des National-liberalismus gewesen, die Principien den Nützlichkeitserwägungen zu opfern. Die Preußenseuche hat das Renegatenthum aufgepußt, verbräunt und vergoldet. Die Preußenseuche ist das erste Stadium des Großmachtsstiegers, welcher heute die deutsche Nation bis zum Schwindel erhitzt; aus ihr ist die Eroberungswuth entstanden, welche das demokratische Selbstbestimmungsrecht mit Füßen tritt; in ihr ist die Verwirrung der Begriffe und Ideen zu suchen, welche die Einheit Deutschlands in der Einheit des preußischen Militär-Despotismus findet, welche die politische und bürgerliche Freiheit dieser Einheit opfert. Groß wollen wir werden, ist zur Parole aller dieser Hurrabschreier geworden, welche die Freiheit heute für eine Phantasterei überspannter Idealisten erklären. Die Preußenseuche ist das eigentliche Motiv dieser Parole, welche die Grabinschrift auf dem Sarge wird, worin ein Volk seine Freiheit bestattet. Die Preußenseuche ist eine heimtückische Krankheit. Jah-

re lang geht sie an Jemanden vorüber, ohne ihn zu berühren; aber plötzlich fällt sie in einer unbewachten Stunde über den Unvorsichtigen her, um ihn zu mordern. Ich habe bei meinen Studien über die Preußenseuche höchst sonderbare Fälle nach dieser Richtung hin erlebt. Der Romanschriftsteller Karl Frenzel, der heute im Feuilleton der „Nationalzeitung“, welche mit der „Kölnischen Zeitung“ an Charakterlosigkeit und Bismarck'scher Liebedienerei wetteifert, auf die „kleine“ französische Republik schimpft und Gambetta und Delescluze mit Roth hewirft, war bis zum Jahre 1868 radicaler Republicaner. Glücklicherweise überstand er die erste Epoche der Preußenseuche, den deutschen Bruderkrieg; später hat ihn die Preußenseuche doch über Nacht befallen. Adolf Stahr, Fanny Lewald blieben während des deutschen Bruderkrieges von der Preußenseuche verschont. Noch im August des Jahres 1866 sprachen sich alle Beide mir gegenüber in der erbittertesten Weise über diesen schrecklichen Krieg aus. Im Oktober erzählte mir bei einem Besuche in Stuttgart Moriz Hartmann, daß er Adolf Stahr und Fanny Lewald auf der Durchreise nach Italien gesprochen und gefunden habe, daß das Schriftstellerische Ehepaar in sehr starker Weise von der Preußenseuche inficirt sei. Ich hielt seine Wahrnehmung für unmöglich. Aber noch an demselben Tage gerieth mir ein Feuilleton der „National-Zt.“ in die Hände, in welchem Adolf Stahr seinen Stuttgarter Besuch schilderte, die Bismarck'sche Blut- und Eisenpolitik verherrlichte und die Schwaben „dumme Tölpel und Esel“

nannte, weil sie, „während es vom Himmel Brei regne, den Löffel nicht finden könnten“. Derartige rapide Krankheitsfälle könnte ich zu Duzenden constatiren. — —

„*)

*) Anmerkung. Um diesem Gifte des Herrn Gustav Rasch auch gleich das erforderliche Gegengift beizugeben, führen wir die folgende Poesie des Kladderadatsch (Nr. 27 v. 11. Juni 1871) an, die an diesem sters charakterlosen, doch sonst taktvoll geleiteten Blatte das rapide Steigen des Chauvinismus in Deutschland am besten veranschaulichen kann:

„ Die Versöhnung der Biedermänner.

(Keine Fabel.)

Einst wurde Bruder Jonathan von einem Räuber überfallen; er rief nach seinen Freunden allen, doch Keiner wollte rettend nah'n. Im Gegentheil, er sah den Freund, den er am treu'sten sich gemeint, John Bull, den Biedern ohne Gleichen, dem Räuber goldne Waffen reichen.

„Pfui!“ — rief er — „welche Perfidie! Die schändliche That verzeih' ich nie!“

Und wirklich lebte seit jener Zeit das edle Paar in bitterem Streit, und kein Vergleich kam je zu Stand, so viel Versuche auch geschah'n.

So ging denn manches Jahr ins Land. Doch sieh! an einem Tage sah'n sie Michel, der verschwägert Beiden, dasselbe üble Loos erleiden. Ein Räuber fiel den Ehrenmann im nahen Walde ruchslos an.

Und was geschah? — Ein Jeder schlich auf dunklen Seitenwegen sich, das Schacherbündel auf dem Rücken, zum nahen Wasser still hinüber; und plötzlich mit erstaunten Blicken stand sich das Paar hier gegenüber.

Im ersten Augenblick geriethen die Edlen doch beinah in

So weit Gustav Rasch. Wie sehr uns auch die star-
ke Ausdrucksweise des Verfassers, namentlich das Wort
„Preußenseuche“ mißfallen mag, läugnen läßt es sich
nicht, daß seine Darstellung in vielen Punkten so zu
sagen den Nagel auf den Kopf trifft, und uns der Mühe
überhebt, die Situation ausführlicher zu besprechen.
Wir führen, wie der Leser sieht, nur deutsche Stim-
men zur Beurtheilung der Verhältnisse an; wir könn-
ten ähnliche Urtheile in Menge selbst aus der preußischen
Hauptstadt anführen, so daß kein denkender Leser uns
den Vorwurf der Deutschenfeindschaft machen kann und
wird. Wir tadeln ja nicht das deutsche Volk selbst, das
1870 — 71 im allgemeinen ganz so denkt, und han-
delt, wie die Franzosen 60 Jahre früher dachten und
handelten; wir tadeln auch nicht seine Nationalliberalen,

Scham; doch als sie sah'n, daß Jeder kam, dem Räuber Waffen
anzubieten, beruhigt sich das Paar gemach, und Jonathan voll
Rührung sprach: „Ja, du hast Recht! Wozu sich zanken? Berge-
ben ist des Christen Lust.“ Und sieh! die beiden Braven sanken
sich wieder zärtlich an die Brust.

„Ich sagt' es ja! — sprach zum Genossen John Bull von
Rührung ganz verklärt, als sie aufs Neue Freundschaft schlossen:

„Wir waren stets einander werth!“

Der Kladderadatsch belehrt also seine deutschen Leser bereits,
daß nicht bloß die Franzosen, nein, sondern auch die Engländer
und Nordamerikaner ganz hundsöttische ehrlose Nationen seien.

die nur die kurze Wahl hatten, Hammer oder Ambos zu sein, und nur daher das erstere wählten, meist wohl nach ihrer Art in der besten Absicht, mitzuthaten und zu rathen, um später „wenn ihre Stunde gekommen sein wird“, mit größerem Nachdruck für Frieden und Freiheit einzutreten. Ein bekannter diplomatischer Grundsatz sagt ja, man müsse selbst unter den ungünstigsten Umständen sich nicht schmollend zurückziehen, sondern mitberathen im traulichen Vereine mit den siegenden Gegnern — in unserm Falle den Männern der Kreuzzeitung und der stets nach Kriegsrühm lechzenden Volksmasse. Freilich fragt es sich sehr, ob die Regel der Diplomaten von denjenigen angewendet werden darf, die als Vertreter des Volks eben für Principien und Grundsätze einzustehen haben und mit ihnen siegen oder fallen müssen. Wer unter dem Drange der Umstände Principien und Grundsätze aufgibt, dessen Stunde kommt nie, kann nie kommen — so meinen wenigstens Andere, die nicht ins nationalliberale Lager übergehen mögen. Vorläufig scheint es, als ob Letztere durchaus Recht behalten werden. Wo soll die Volksmasse denn Grundsätze und die Hingebung für dieselben hernehmen, wenn die geistigen Führer des Volks principlos werden, ganz wie die Franzosen nach den Siegen des ersten Na-

oleon! Daß gradezu rohe und endlose Schimpfen über die Franzosen in der Mehrzahl der deutschen Tagesblätter, daß allenfalls verzeihlich wäre, wenn letztere gesiegt und Deutschland übermüthig behandelt hätten, muß die Principlosigkeit des deutschen Volks wesentlich vermehren und sein Rechtsgefühl abstumpfen. So lange nicht alle unparteiischen Geschichtswerke vernichtet werden, wird nur ein Unwissender wegzuläugnen vermögen, daß die Deutschen einen sehr großen Theil ihrer Cultur, ihrer politischen und bürgerlichen Entwicklung gradezu den Franzosen verdanken; diesen unläugbaren Thatsachen gegenüber wird nicht das französische, sondern nur das deutsche Volk durch diese maßlosen Schimpfreden des Siegers über den Besiegten geschädigt — denn durch solch ein Verfahren werden augenscheinlich, nach dem Grundsatz der Gleichberechtigung, alle östlichen Nachbarn des deutschen Volkes von jedem Danke für empfangene Cultur freigesprochen. Gleiches Recht gilt ja heut für Alle. Wer weiß außerdem nicht, daß Franzosen und Deutsche größtentheils eines und desselben Stammes sind; freilich kommt für den größten Theil des Königreichs Preußen, für den Geburtsort des Danen Moltke Mecklenburg, und einen Theil des Königreich's Sachsen slavische Bevölkerung hinzu, die germanisirt ist. Steht

also daß deutsche Volk von heute wirklich von Natur so erhaben über das französische, wie seine großmäuligsten Zeitungen jetzt tagtäglich erzählen, so verdankt es das nicht der deutschen, sondern der nichtdeutschen, der slavischen und preußisch-lettischen Abstammung; so will es wenigstens die gesunde Logik. In Frankreich gehören ebenso ganze Provinzen jetzt französisch sprechender Bevölkerung dem germanischen, wie in Deutschland Provinzen deutschredender (darunter das Vaterland Bismarcks, Pommern) dem slavischen Stamme an. Das Hervorheben des deutschen Blutes und Volkscharakters dem französischen gegenüber ist also, wenn es nicht gegen uns, die östlichen Nachbarn Deutschlands eine bewußte Schmeichelei sein soll, nicht bloß eine inhumane, sondern auch unwissenschaftliche und für die Interessen des deutschen Volkes gradezu schädliche Art. Freilich Diejenigen, die heute alle Blasebälge in Bewegung setzen, um die Kriegsfurie wo möglich zu einer wilden, Europa verzehrenden Flamme aufzublasen, diese können nichts Besseres thun, als versuchen allerlei alte Theorien von bessern und schlechtern Menschenrassen in Europa von Neuem in Gang zu bringen; wer aber auch nur ein wenig Gründliches aus der Geschichte und Sprachvergleichung weiß, vermag nicht zu läugnen, daß

weit über neun Zehntel der Bewohner Europas eine so nahe Stammverwandtschaft unter einander haben, daß von natürlicher Charakterschiedenheit bei ihnen füglich nicht die Rede sein kann. Ja die einzelnen Volksstämme werden, wie schon Humboldt bemerkt, durch die jezigen Sprachgebiete am wenigsten richtig bezeichnet und getrennt, oder vereinigt. Also Sprache und Abstammung geben uns Europäern durchaus keinen passenden Grund, einander und den allgemeinen Fortschritt zu morden. Noch weniger aber kann der Wunsch, eine gute Verfassung und Regierung zu erlangen, Eroberungskriege, d. h. den Brudermord unter den verbrüdereten europäischen Völkern rechtfertigen. Denn es ist bekannt, daß mittelgroße Staaten, wie die Schweiz, Belgien, Holland, Sachsen &c. und Gemeinwesen, wie Hamburg, Bremen, selbst dann, wenn sie so klein sind, wie San Marino, ausgezeichnete Verfassungen, blühende Industrie und geachtete, wohlhabende und gebildete Bevölkerungen haben können, ja in der Regel auch wirklich haben, während in einem großen Staate, selbst wenn er so groß wie China ist, keinesweges alles so rosig steht, wie das heute mancher brave Hinterpommer vom himmlischen Reiche annehmen mag. Freilich uns als Russen steht es am wenigsten zu, die Vortheile des

Großstaates zu läugnen, und wir läugnen sie auch nicht; auch dem deutschen Volke gönnen wir sehr gern, wenn es endlich daran geht, seine Zustände allmählich nach unserem Vorbilde zu verbessern. Nur so viel möchten wir nebenbei als theoretisch ausgemacht erklären, daß ein Volk, das nicht in kleinen Staatswesen sich gute Verfassungen zu erringen weiß, in großen auch den Versuch dazu aufgeben sollte.

Die Zeit eilt schnell. Vielleicht wird das, was wir heute hier schreiben, und was im jetzigen Moment noch von gar vielen Lesern für deutschfeindlich angesehen würde, nach wenigen Monaten, wenn es dem Leser in die Hände kommt, schon so alltäglich sein, wie die Wahrheit, daß der Schnee weiß und die Nacht dunkel ist. Hat sich doch die Gartenlaube, die mit großem Geschick so recht für die Massen arbeitet, und noch so eben nur von Krieg und Kriegsrühm, von der Seligkeit der nächsten Zukunft, von der beispiellosen Schlechtigkeit der Franzosen sowie der beispiellosen Tugendhaftigkeit der Deutschen und dergleichen mehr zu erzählen wußte, plötzlich bereits in Nr. 18 d. J. einen Artikel über Jakob Benedey von Max Ring gebracht, der einen ganz und gar entgegengesetzten Geist athmet. Wir heben Eines aus demselben heraus.

„Jakob Benedey, geboren 1805, gestorben unlängst, war einer der edelsten Deutschen, ein wahrer Märtyrer der Freiheit, der unermüdlige Kämpfer für Wahrheit und Recht, der als Mann und Greis sich die Ideale seiner Jugend bewahrt und bis zu seinem letzten Athemzuge dafür gelitten und gestritten hat.“ — — „Er, der alte Burschenschafter, der die Freiheit des Vaterlandes ebenso sehr und noch mehr als die Einheit liebte, der Feind jedes militärischen Despotismus, fühlte während des Krieges 1870 seine Brust von den widersprechendsten Gefühlen zerrissen. Als deutscher Patriot mußte er den Sieg seinen Brüdern wünschen, als Demokrat konnte er seine liberalen Sympathien ebenso wenig verläugnen. Dieser Widerspruch brach ihm das Herz und legte den Keim zu seinem Tode“. Wie glücklich, fügen wir hier hinzu, sind so viele viel weniger edle Deutsche, als Benedey! Ihnen ist nicht einmal die dunkle Ahnung aufgegangen, daß und warum der Gang der öffentlichen Ereignisse des vorigen Jahres so ernste Seelenkämpfe in einem deutschen Herzen verursachen konnte. Doch hören wir die Gartenlaube weiter. „In diesem Sinne schrieb Benedey den Artikel für die Wiener „neue freie Presse“ (die wir bereits ebenfalls erwähnt haben und für die Benedey eine Zeit lang Berliner Correspondent war) der die Ueberschrift: »Vae victoribus« (weh' den Siegern) trug, der ein so großes Aufsehen erregte und ihm, dem besten und ehrlichsten Sohne seines Volkes den Namen eines Verrätheru von Seiten des fanatischen Pöbels eintrug. Er ging

nun nach Stuttgart und von da in sein Bauernhaus nach Oberweiler zurück. Innerlich gebrochen, arbeitete er fleißiger als je, um die Seinigen vor der dringenden Noth zu schützen. Aber seine Manuscripte wurden von verschiedenen Redactionen und Verlegern zurückgewiesen, weil er es nicht verstand, gegen seine bessere Ueberzeugung zu schreiben. Gegen gewisse lächerliche Anklagen früherer Gesinnungsgenossen, die ihn für einen Söldling Bismarcks (??!) ausschrien, schrieb er in einem Briefe an einen bekannten Journalisten: „In welchem Dienste ich schreibe? O das wissen Sie ja! Im Dienste des Vaterlandes. Und wenn Sie wissen wollen, was dieser Dienst einträgt, so könnte ich Ihnen die Quittung des Leihhauses zu Freiburg schicken, wo ich unter Anderm die silberne Zuckerdose, die mir die Jenaer Burschenschaft geschenkt, mit unseren silbernen Eßlöffeln versetzt habe. Ich diene mit Stolz einem Herrn, der schlecht zahlt und habe mein ganzes Leben hindurch ihm mit Stolz gedient.“ — — —

So weit die Gartenlaube, deren Erzählungen von Benedens Universitätsjahren, Kerkerhaft, veranlaßt durch preußische Polizeispione ic. ic., literarischer und politischer Wirksamkeit 1848 als Parlamentsmitglied in Frankfurt am Main wir als nicht hierher gehörend billig übergehen.

Wenden wir uns, nach diesem vorläufigen kurzen Ueberblick der gegenwärtigen Zeitbegebenheiten einem andern ebenso edlen deutschen Kämpfer für die Freiheit zu, wie Benedey es war — dem 1769 geborenen und 1850 verstorbenen livländischen Pastorssohn Carlrieb Merkel, einem Manne, der nationale Vorurtheile ebenso wenig kannte, wie die sämmtlichen wirklich hohen Geister des deutschen, ja jedes Culturvolkes überhaupt. Nur dadurch war es ihm möglich, für die Freiheit der unter deutscher Zwingherrschaft schmachtenden Letten und Esten so viel zu thun, daß kein einziger Mann deutschen Namens seit sieben Jahrhunderten mit ihm verglichen werden kann. Unverstanden, und daher gehaßt von der Masse seiner provinziellen Stammgenossen, denen er, geistig entwickelt durch die Lectüre der großen französischen Philosophen des 18ten Jahrhunderts, um mindestens ein ganzes Jahrhundert vorangeeilt war, fand er nur in einem engen Freundeskreise Gleichgesinnte, die ihn die Erbärmlichkeiten der vorurtheilsvollen Gegenwart zum Theil vergessen ließen. Was haben seine Gegner nicht Alles gethan, wie erstaunlich viel Kunst haben sie nicht an Lob und Tadel angewendet, um ihn bei der Nachwelt wo möglich ganz vergessen zu machen, trotzdem es feststeht, daß schon seine bloße

Anwesenheit in den baltischen Provinzen, selbst in den letzten Jahren seines Lebens (bis 1850), wo ihm die Hände zu hervorragender literarischer Thätigkeit völlig gebunden waren, hinreichte, um wenigstens den ärgsten Schreibern für geistige und physische Knechtung der geschändeten Menschheit einige Mäßigung zu gebieten. Sogar schlaue berechnete Lobreden sind ihm — zu dem oben angegebenen Zwecke — von seinen Gegnern gespendet: er war ja todt und unschädlich, und zudem könnte ein Lob aus ihrem Munde weit eher, als ihr Tadel, Merkel bei der Nachwelt völlig vergessen machen. Allerdings hat Jegor v. Sievers in seinem Buche: „deutsche Dichter in Rußland“ einen Aufsatz über G. Merkel von seinem jetzt ebenfalls verstorbenen Sohne aufgenommen, doch können wir diesen Dienst zum Andenken eines so bedeutenden Mannes unmöglich besonders hoch anrechnen. Schwerer wiegt allerdings das mannhafte Wort Samsons von Himmelstjerna in der Vorrede zu seiner noch zu den Lebzeiten Merkels herausgegebenen „Geschichte der Aufhebung der Leibeigenschaft in Livland“ (als Beilage zum „Inland“ 1838 erschienen), wo Merkel ein Hauptverdienst an der Bauernbefreiung zuerkannt wird, und zwar von einem Manne, der lange Zeit an der Spitze des livländischen Adels

stand und dabei zugleich die Befreiung der Bauern Livlands von ihrem Grundbesitz zum Besten des Adels durchsetzte, eine Thätigkeit, die sogar der hochconservative Ernst von Nolcken in seiner 1858 erschienenen Brochüre als verwerflichen „liberalen Schwindel“ bezeichnet. Wem leuchtet dabei die feine Diplomatie Samsons nicht ein, durch ein warmes, Merkel gespendetes Lob den enormen Unterschied äußerlich möglichst zu verwischen, der zwischen seinem „liberalen“ politisch schlauen „Schwindel“ und den wirklich humanen Forderungen Merkels bestand! Gleichwol mag der Vorgang Samsons einen spätern anonymen Darsteller der „Geschichte Livlands im 18. Jahrhundert“ in der baltischen Monatschrift, Decemberheft 1868 zur Aufstellung der mehr als kühnen Hypothese ermuthigt haben, Merkel selbst habe, bei seiner mangelhaften Kenntniß *) ökonomischer Fragen, der Befreiung der Bauern ohne Land (d. h. ihrer Befreiung von ihrem, in Livland wenigstens

*) Anm. Die zeitgenössischen Gegner entdeckten natürlich bei Merkel eine Unmasse greller Mängel, namentlich Unkenntniß der griechischen, mangelhafte Kenntniß der lateinischen Sprache; Mangel an Geschmack, an gesellschaftlicher Bildung (bei der man „weinen kann und würgt“) und dergl. mehr. Der Feind hat ja stets unendlich viel unverzeihliche Mängel.

gesetzlich schon 1804 anerkannten, Eigenthum) das Wort geredet. Trotzdem nun Merkel in seinem berühmt gewordenen Buche „die Letten“ Seite 336 — 338 (wir citiren die 2. Auflage von J. 1800) sich so klar als nur irgend möglich ist, darüber ausspricht, daß jede Reform der baltischen Verhältnisse mit der gesetzlichen Feststellung des bäuerlichen Grundeigenthums beginnen müsse (wie das denn auch 1804 in Livland auf kaiserlichen Befehl wirklich geschah, ebenso 1808 in Preußen, 1861 in ganz Rußland); trotz alledem war die kühne Hypothese von dem „oberflächlichen Idealisten Merkel“ der Mehrzahl der neuesten baltischen Schriftsteller so willkommen, daß sie seitdem bei ihnen unaufhörlich auftaucht. Da leider die Schriften Merkels so sehr rar geworden sind, citiren wir der Sicherheit halber die angedeuteten Stellen wörtlich. Merkel sagt bei der Aufzählung der positiven Maßregeln zur Besserung der Lage der baltischen Bauern in seinen „Letten“ Seite 336: „die Rechtspflegen müßten also ihre erweiterte Laufbahn damit beginnen, daß sie eine Revision der Leistungen auf jedem Gute vornähmen (gesperrt gedruckt); S: 337: es kommt nicht darauf an, erst neue Leistungen zu berechnen, sondern die neulich eingeführten ungerechten aufzuheben.“ — —

„Es müßte festgesetzt werden, 1., daß der Gutsherr keinen bäuerlichen Hausvater aus dem Besiz seines Landes und seiner Hütte werfen dürfe;“ S: 338 —

„3., daß er unter keinem Vorwande eigenmächtig die Leistungen und Abgaben vergrößern, selbst nicht ohne Einwilligung der Bauernschaft abändern könne.“

Diese Stellen dürften ausreichen, um über die Meinung Merkels keinen Zweifel zu lassen.

Wir schweigen von den unzähligen Schmähungen, die auf Merkel von allen Seiten hernieder regneten *);

*) Anmerkung. Eine ganze Anzahl von Gegnern Merkels, besonders der neuesten Zeit haben sich von dem richtigen Gefühle leiten lassen, daß es Merkels Andenken nicht sonderlich schädigen könne, wenn ihm noch jest nach 70 Jahren, selbst in den giftigsten Redewendungen vorgeworfen wird, für Aufhebung der Leibeigenschaft gekämpft zu haben. Dieses Gefühl hat sie denn auch richtig dazu geführt, die literarische Kämpfe Merkels für Wahrheit und Recht auf dem Gebiete der deutschen Literatur seiner Zeit zum Gegenstande ihrer Verunglimpfungen zu machen. „Merkel ist so einseitig gewesen, daß er die größten deutschen Genie's, Göthe und Schiller verkannt ja zuweilen sogar geschmäht hat“ — diese Phrase, genügend bewiesen, muß, so meinen diese Herrn, gradezu tödtlich sein für das Andenken Merkels. Mit Nichten, meine Herrn, antworten wir. Sie schießen da vollständig fehl, denn ebenso gut könnten

ja selbst die tendenziösen Darstellungen Dietrichs in der „baltischen Monatschrift“ und Julius Eckardt's übergehen wir gern. Wie blaß und unbedeutend sind auch diese neuern Anfechtungen des todten Löwen im Vergleiche zu den alten! Da liegt z. B. vor uns ein ganzes Büchelchen gegen Merkel unter dem Titel: „Paradiesgärtlein für Carl Lieb Merkel“, Köln 1806, in welchem auf 104 Seiten in Prosa und Versen von dem, allem Vermuthen nach baltischen adligen Herausgeber nur Schimpfreden und unflätbige Anzüglichkeiten gegen

Sie Friedrich II von Preußen für eine geistige Null erklären, weil er sämtliche deutschen Literaten seiner Zeit verkannte und an der Bildungsfähigkeit des deutschen Volks überhaupt zweifelte; eben so könnten Sie die geistigen Heroen der Wissenschaft, Humboldt und Arago für im Reiche der Naturwissenschaften völlig unwissende Schwäger erklären, weil der erstere die Telegraphen, der letztere die Eisenbahnen nicht rechtzeitig in ihrer ungeheuren praktischen Bedeutung zu würdigen verstanden. Zudem hat Merkel Schiller keinesweges angegriffen, dagegen aber an Göthe dasjenige getadelt, was auch Börne und Viele andere mit dem größten Rechte von der Welt getadelt haben. Es ist wahr, daß Merkel in seinen literarischen Urtheilen überall unerbittlich consequent für Wahrheit, Recht und Menschenwohl eintrat; daß er laut Julius Eckardt („die baltischen Provinzen Rußlands,“ Leipzig 1868, S: 175) als „wunderlicher Eiferer“ nicht nur die

Merkel aufgehäuft sind, zum Theil von der Art, wie man sie jetzt nur den allerrohesten Fuhrleuten (etwa den russischen) in den Mund legt. Zum Belege wollen wir, um nicht für Verläumder ausgegeben zu werden, ein paar Stellen anführen, so sehr sich auch die Feder sträubt, dergleichen niederzuschreiben. Also:

S: 43—46: „Ignorant voll Prätensionen

„Arrogant und aufgeblasen — — —

— — Wird das Platte Dir Gar lieb—

„Merk' Elender, was ich sage!

deutschen Romantiker als Kämpfer für mittelalterliche Finsterniß oft angriff, daß er gelegentlich Voltaire über Schiller stellte, weil Letzterer (damals) mit seiner Feder unendlich weniger für die Welt gethan und gewirkt hatte, als der erstere; daß „Merkel sich sein „Leben lang etwas darauf zugut that, mehr als ein Künstler „gewesen zu sein, weil ihm der sichere Grund des Hauses (der „Menschheit nehmlich), an dem er mitgebaut, stets wichtiger erschienen sei, als dessen bloße Bemalung“ (von Künstlerhand). Wer aber glaubt, daß Merkels Ruf durch diese „Enthüllungen“ geschadet werde, blamirt sich schrecklich. Merkel war eben kein fahrender Musiker, kein J. Liszt und dergleichen; er war Richter, der die Gesinnungslosigkeit überall geißelte, ohne sich jedoch über die Gesinnungsstüchtigen aber Unfähigen viel auszulassen. „Aber die Kunst ist für sich selbst da; ihre Moral, ihr Nutzen sind zufällige Nebendinge“: ruft man Merkel zu — — als ob

„Als die Mutter Dich empfangen,
„Kleiner Mann aus Fabelzeiten,
„Hat ein — voll Lüsternheiten
„Sich mit einer — vergangen.
„Von den Letten kamst Du Lette,
„Wolltest dich in Deutschland putzen,
„Doch sie wußten Dich zu stuzen
„Wälztest Dich im schmutz'gen Bette.
„Allen bist Du zum Gespötte,
„Edelleute willst verschwätzen

Merkel das läugnete!! Aber Merkel war als Kritiker der unerbittliche Richter eben in Betreff dieser „zufälligen Nebendinge.“ Wählen wir ein paar grelle Beispiele. Der Taschendieb als vollendeter Künstler in seinem Fache würde von einem wahren und enthusiastischen Verehrer der Kunst freigesprochen, von einem Merkel aber um so schwerer verurtheilt werden, weil diese Kunst „zufällig“ das Wohl der Menschheit gefährdet. Natürlich handelte hier Merkel „höchst einseitig, wie ein Barbar, der für wahre Kunst kein Verständniß hat,“ der das aristokratisch = göthische „die Kunst ist für sich da, ist sich selbst Hauptsache, ihr Nutzen oder Schaden gleichgiltige Nebensache“ in das plebejisch-humanistische, „die Kunst ist für die Menschheit da“ geistlos verzerrt. Aber dabei läßt sich Nichts thun, außer: man schafft die Richter möglichst rasch aus der Welt. Ein anderes Beispiel. Der Herausgeber der „preussischen Jahrbücher“ Professor Treitschke schrieb

„Aergerlich beim Großen, Rechten.
„Nichts verstehst Du, Alles weißt Du ꝛ. ꝛ. ꝛ.“

„Blumen auf dem Altar der Grazien. S. 83.“

S: 49 wird Merkel als ein Scribent bezeichnet, „der in seiner Zeitschrift: der Freimüthige —für baares Geld Jedermann angreift, Jeden verlästert, und nicht ohne Mühe persönlicher Züchtigung entkommen“ sei. Es haben also die armen leibeigenen Letten, die damals schwerlich Etwas von der Literatur und deren Bedeutung

einmal über das harte Verfahren unseres baltischen deutschen Adels gegen die nichtdeutschen Letten und Esten. Herr Julius Eckardt tritt ihm, zur Begründung seiner literarischen Carriere in einem Sendschreiben entgegen, in dem er unserm baltischen Adel kolossale Lobsprüche ertheilt, an deren Wahrhaftigkeit Eckardt selber sicherlich nicht glaubt, da er die baltischen Verhältnisse jedenfalls besser kennt, so wenig er auch von der Lage der Bauern bei uns Notiz genommen haben mag. Merkel würde ein solches Verfahren in den härtesten Ausdrücken brandmarken; Julius Eckardt dagegen weiß sich in allen ähnlichen Fällen, wo es sich um wissentlich falsches Zeugniß handelt, ganz unschuldig, da er ja in Ausübung der gewiß wichtigen Kunst, Carriere zu machen, solche Kleinigkeiten, wie Moral, Wahrheit ꝛ. billig übersehen hat. Derselbe Herr J. Eckardt übersetzt eine Menge russischer Journalartikel und übergiebt sie den Buchhändlern und

überhaupt mußten, Herrn Merkel bestochen!!! Ihre
Peiniger aber, die das Geld nach Millionen zählen —
diese bestechen natürlich Niemanden!

§: 59 — 74 folgt ein langes Spottgedicht „dem
lettischen Horaz“ gewidmet, der, laut §. 75 auf
einem Kupferstiche, in Berlin zu haben für 8 Silber-
„groschen, dargestellt ist, wie er, ein kurzer dicker Mann,
„auf eine Schulbank niedergelegt, zum Lohn seiner Ver-

baltischen sowie nichtbaltischen Lesern als seine selbständigen tie-
fen Studien über Rußlands Geschichte und innere Zustände.
Merkel wäre wüthend darüber; Eckardt begreift gar nicht, wes-
halb — — oder begreift nur das Eine, daß er sich durch eine
Lebensbeschreibung Merkels zeitig den Rücken decken muß.

Von wie vielen, an sich völlig berechtigten und doch grund-
verschiedenen Standpunkten aus lassen sich nicht die Leistungen
großer Männer, Dichter, Künstler, Krieger, Staatsmänner be-
urtheilen! Um Schillers Andenken zu feiern, setzt sich das deu-
tsche Volk zu Hunderttausenden in Bewegung (anfänglich wurde
Schiller als Neuling von sehr Vielen erkannt); die wenigen
Zehntausende aber, die speciell zu Göthe schwören, sagen, Schil-
ler stehe weit unter Göthe. Berechtigt sind alle möglichen Stand-
punkte, ganz besonders berechtigt ist aber der (Vielen freilich
höchst unbequeme) Merkelsche Standpunkt. Das Beurtheilen der
Bildhauer-, Dicht-, Kriegs-, Staats- „Kunst an sich“ ist
nehmlich häufig theils reiner Unsinn, theils erst recht etwas völ-
lig Einseitiges.

„dienste eine handgreifliche Zurechtweisung auf den sym-
„bolischen Theil der Freimüthigkeit erhält — was ihm
„Gar lieb nicht zu sein scheint, denn er gestikulirt ge-
„waltig mit Händen und Füßen.“

S: 81 werden die „Memoiren eines Livländers,
„Th. S: 319“ angeführt (nach provinziellem Sprach-
gebrauche heißt „ein Livländer, Kurländer, Estländer“

Uns ist es überhaupt gleichgiltig, was Merkel als Kritiker
galt oder werth war. Seine wahre Bedeutung hat Merkel doch
nur als Apostel der Freiheit der Letten und Esten.

Ein stehender Vorwurf ist ferner der, Merkel habe, namentlich
in seinem spätern Alter, eine unerträgliche Arroganz im Umgan-
ge gezeigt und sei von maßloser Eitelkeit erfüllt gewesen. Wir
haben ihn freilich persönlich nicht gekannt, aber seine Stellung
den Zeitgenossen gegenüber liegt völlig klar vor aus. Daß der
fast ohne Umgang mit Menschen in der klassischen Bibliothek sei-
nes Vaters als Waise aufwachsende junge Merkel nicht sehr ge-
schmeidig und höflich gewesen sein wird, glauben wir gerne, und
daß er im spätern Alter nach einem fast beispiellosen kühnen
Kampf um Menschenrechte im Laufe eines vollen halben Jahr-
hunderts, meist unter den allernüchternsten hoffnungslosesten Um-
ständen, umringt von Gegnern, die einander zujubelnd Alles an
ihn mißdeuteten, in die kränkendste Form kleideten: daß er in
dieser Lage zuletzt mitunter hart und rauh in seinem Auftreten
gewesen sein wird, bezweifeln wir gar nicht. Aber das mindert
unsere Bewunderung und Verehrung für ihn nicht im Allermin-

ein Adliger dieser Provinzen, wahrscheinlich wol deshalb, weil der Bauer ja nicht als Mensch mitzählt und der Bürgerstand nur der Schleppträger des Adels ist), der einen ungenannten „abergläubischen Sprachforscher“ gefragt haben soll, „was er von dem Namen Merkel halte.“ Der „Livländer“ sei nehmlich neugierig gewesen, seine „Charakterisirung meines berühmten Land-

desten; im Gegentheil müßte er ja gar nicht Mensch, sondern ein unbegreifliches Wesen gewesen sein, und dann wäre er kein Vorbild für andere Menschen. Und selbst wenn er, nachdem er so viel gelitten, so viel gethan, zuweilen Freunden, Gesinnungsgenossen und gutmüthigen Schwärmern im Eifer des Gesprächs, wie Schillers Fiesco zugerufen hätte:

„Ich habe gethan, was Du — — nur maltest!“
wer möchte ihm das verdienen!! Wenn er schüchternen, durch die Schaar erbitterter Gegner beeinflussten Freunden es zu ihrer Aufrichtung und zum ungeheuren Argerniß eben dieser Feinde schriftlich gab, daß er, Merkel, in der That schriftstellerisches und auch poetisches Talent besitze — wer kann dagegen etwas einwenden! der Leser beachte nur in der nachfolgenden Erzählung Wannem Ymanta, ob, was seine Gegner eine Zeit lang einstimmig zu behaupten für nützlich hielten, es Merkel an hoher poetischer Begabung wirklich gefehlt hat. Merkel war ja stets auf seine eigenen Kräfte allein angewiesen; Niemand deckte ihm den Rücken; er war ein Fels im tobenden Meere.

mannes Merkel zu hören,“ habe aber die Antwort erhalten: „Ich kenne zwar den Mann nicht, glaube „auch schwerlich, *) daß Jemand einen so unglücklichen „Namen führt, sollte es aber sein, so muß er Streit- „süchtig und grob sein und einen höchst widrigen Ein- „druck machen, denn erstlich reimt sich in der ganzen „deutschen Sprache nichts auf diesen Namen, als eben „Ferkel, welches letztere Wort bisher reimlos war, so- „dann kommt durch die Versetzung der Buchstaben her- „raus: Ekel und Kegel; und endlich würde, wenn „Jemand mich Herr Merkel anredete, es mir immer „klingen, als sagte er mir: Herr leck er m., welches „einen unangenehmen Eindruck auf mich machen wür- „de.“ Und so weiter.

Dergleichen mag in gewissen „feinen“ Kreisen für sehr witzig und geistvoll gehalten worden sein. Interessant ist nur das ängstliche Bestreben im ganzen von uns citirten Schriftchen, den Schein zu wahren, als sei es hauptsächlich eingegeben aus der Entrüstung über

*) Anmerk. Gegen die Ungläubigkeit des Mannes wäre nun nach unserm dafürhalten durchaus Nichts einzuwenden, denn was so ein Freiherr von Münchhausen und „ein Lioländer“ erzählen, muß stets mit der größten Vorsicht aufgenommen werden.

Merkels Mangel an gutem, edlem Geschmack zur Kritik der literarischen Erscheinungen jeder Zeit; denn (S: 91:) „Merkel horcht erst immer, wo möglich, „heraus, auf welcher literarischer (soll wol heißen politische) Seite sich Jemand befinden möge, gleich „als wäre die Literatur ein politisches Englisches „Parlament.“

Das würdige Buch schließt S: 104 mit folgenden Worten:

„Nicht daß der Deliquent (— — — Merkel)
humaner werde,
„Nein, daß das Volk sein Schicksal möge sehen,
„Drückt man ihm auf die Stirn den heißen
Stempel.“

Ja, gestempelt und gebrandmarkt hat das Gezücht den edlen Merkel, den Freund der Menschheit und Humanität genug; dies Schriftchen, das eine Menge damaliger literarischer Sudeleien mit Titel und Seitenangabe citirt, läßt ebensowenig darüber einen Zweifel übrig, als über den wahren Grund für die giftigsten Angriffe. Die tieffinnige 17 Seiten lange Einleitung untersucht ja „den niedrigen, verworfenen, gemeinen Geist“ Merkels, prüft ihm Herzen und Nieren mit wissenschaftlicher

Gründlichkeit; sieht ihn „bald in fürchterlicher, bald in „der albernsten und lächerlichsten, immer aber in der „verächtlichsten Gestalt“, nehmlich „bald als Apostel der Freiheit und Menschenwürde“, bald als Kunstrichter und Kritiker, der in Schriften „die eben so viele Be- „weise von Dummheit und tiefer Unwissenheit sind“, „Alles „was immer von kraft- und geistvollen Männern „als Denkmal deutscher Kunst und deutschen Fleißes „geschaffen wird, mit leichter Wizelei und pöbelhaftem „Spotte besudelt: überall nagt er mit stumpfen Zähnen „an dem Verdienste (— — —) der Edlen.“ „Eitel- „keit“, „Eigennutz“, „reine Dummheit“, „reine Bos- „heit, der teuflische Trieb, zu schaden und zu verderben“ werden als Triebfedern an dem Ungeheuer Merkel von dem Anonymus entdeckt, erkannt, nachgewiesen; die Haupttriebfeder Merfels ist aber der Neid gewesen. Darum hat nehmlich Merkel „äußerst planmäßig“ verfahr- rend, zunächst das Buch „die Letten“ geschrieben, „um gefühlvolle Seelen für sich einzunehmen;“ „wie Hero- „strat“ — — — doch halt, es sei endlich genug an diesen Proben. Wir wollen nun gleich nach diesen höchst interessanten Aufklärungen des anonymen Edlen das von ihm so sorgfältig beschriebene Ungeheuer Mer- kel selbst reden lassen, und zwar in einem kleinen, halb

poetisch gehaltenen Schriftchen, das den Titel „Wan-
nem Dmanta, eine lettische Sage“ führt, das 1802
im Druck erschien und dem Kaiser von Rußland Ale-
xander I. gewidmet ist. Dies Schriftchen ist schon des-
halb von sehr großer historischer Bedeutung, weil dem-
selben allgemein ein bedeutender Einfluß auf die livlän-
dische Agrarreform vom Jahre 1804 zugeschrieben wird.
Thatsächlich begann deren Berathung gleich nach dem
Erscheinen des Schriftchens von Merkel, und unser obi-
ger Anonymus schreibt, wie man sieht, in der ersten
Hize, nachdem das Unglück der Agrarreform schon ge-
schehen war. Zu erwähnen haben wir noch, daß Mer-
kel, der kühne Kämpfer für Menschenrechte und das
Wohl der Menschheit, der strenge Mann der Principien,
wohl Napoleon I. Jahre lang in höchst erbitterter Weise
bekämpft hat, aber in der ganzen Zeit von 1796 bis
zu seinem Tode 1830 niemals gegen das Volk oder
die Regierungsform Rußlands feindselig aufgetreten ist,
trotzdem daß er mehr als zehn Jahre in Deutschland
verlebte. Der Grund ist für uns ganz klar. Eben
weil Merkel ein wirklicher denkender Radicaler war,
sah er ein, wie ungeheuer viel friedlicher Arbeit in dem
großen Ostreiche zunächst noth thut, um der Bevölke-
rung Bildung und die ersten Grundlagen gesunder Ent-

wickelung zu verschaffen. Politische Experimente, wie sie in Ländern des Westens nützlich oder auch nothwendig sein können, mußten daher Merkel als ein Gräuel oder eine Charlatanerie für Rußland erscheinen, besonders da er die staatlichen Elemente in seinem Livland sehr genau kannte, und wußte, was die schönen Worte: Provinzielle Selbständigkeit und Autonomie, Constitution und dergleichen in's Livländische, in's Adlige, in's Bürgerliche und in's Bäuerliche unvorbereitet übersetzt eigentlich bedeuten würden. Noch in der zweiten Hälfte der Regierung des Kaisers Alexander I. also in der sogenannten reactionären Periode erhielt Merkel von Seiner Majestät eine lebenslängliche Jahrespension von 300 Rubel; der nächste Anlaß dazu war sein 1820 erschienenes Werk: „Die freien Letten und Esten.“ Sehr zu bedauern ist, daß die handschriftlich nachgelassenen Schriften G. Merckels, die nach der Schätzung seines verstorbenen Sohnes etwa zehn Bände umfaßt haben würden, bis jetzt ungedruckt geblieben sind; wo die Manuscripte jetzt liegen, ist uns ebenfalls unbekannt. Als Schreiber dieses in seiner kleinen Brochüre: „Baltische, namentlich livländische Bauernzustände“ (Leipzig, Brockhaus 1862) des Monumentes gedacht hatte, daß die Letten und Esten einst Merkel zu setzen verpflichtet

seien *), sagte ihm der Sohn, seiner Meinung nach wäre das beste Denkmal für seinen Vater die Herausgabe der ungedruckten Schriften desselben.

Einstweilen wäre indeß schon von sehr großer Bedeutung der Wiederabdruck der wichtigsten gedruckten Schriften Merkels, die ja jetzt nur sehr schwer aufzu-

*) Anm. Zwölf Jahre früher, 1850 wollte der gefeierte Kaufmann Friedrich Hagedorn in Libau, Gründer der dortigen blühenden Sparkasse, diesem Gedanken in öffentlicher Rede bei der Feier des 25 jähr. Bestehens der Anstalt Worte geben; er hatte eine Rede memorirt, in der er sagen wollte, daß namentlich Merkel ihn zu dieser wohlthätigen Schöpfung immer wieder angespornt habe, „Merkel, dem die Letzten und Ersten nach hundert Jahren ein Denkmal setzen werden“; aber die Entrüstung seiner adligen Freunde bei der Erwähnung dieses Vorhabens war — wir haben dies aus seinem eigenen Munde — so groß, daß er davon abstand. — Als warmen Freund Merkels wissen wir außerhalb Rigas außer Hagedorn nur noch den verst. Pastor Jannau in Laiz bei Dorpat anzuführen, einen Mann, der freilich auch ungewöhnlich viel im Sinne Merkels gewirkt hat durch Schaffung von 20 Volksschulen in seiner Gemeinde, Vorschläge zur Errichtung von drei neuen Lehrerseminarien in Livland, die der Adel mit großem Dank annahm und als schätzbares Material im Landtagsarchive verwahrte, ic. Es scheint, daß unter den wenigen Freunden Merkels auch zugleich die tüchtigsten Männer der Provinzen gehören.

treiben und dabei von einer Geistesfrische und Entschiedenheit der Gesinnung sind, die ihnen noch bei den nächsten Generationen die vollste Theilnahme sichern werden. Wir haben Nichts von ähnlichem Werthe in unserer ganzen blaßfarbigen baltischen Literatur.

Da wir oben einen anonymen Edlen statt Vieler haben reden und in gerechter Entrüstung den geschmack- und kritiklosen Merkel in so geschmackvoller Weise gründlich in den Roth ziehen lassen, so ist es wol billig, daß uns gleichfalls gedruckt vorliegende Urtheil eines so hervorragenden Livländischen Adeligen, wie der verstorbene R. J. L. Samson von Himmelstern es war, über Merkel ganz und voll beizufügen. Es lautet in seinem 1838 als Beilage zur Zeitung Inland gedruckten Vorwort zum „Historischen Versuch über die Aufhebung der Leibeigenschaft in den Ostseeprovinzen“ folgendermaßen:

„Wir erinnern uns noch mit einer — in der That gemischten Empfindung des Eindrucks, welchen in neuerer Zeit die Schriften auf uns machten, die aus der Feder manches Menschenfreundes flossen, der sich die Lage des Bauerstandes in den Ostseeprovinzen zu Herzen nahm. Einige dieser Schriften wurden über-

„hört und übersehen; Andern begegnete man von An-
fang her mit einer Feindseligkeit, die weder Mißlen-
nen der Absicht des Verfassers, noch Beringschätzung
seines Schriftsteller-Talentes, sondern, aufrichtig ge-
sagt, das beschämende Gefühl der Wahrheit dessen,
was er im Feuereifer gedacht und geschrieben hatte,
bezeichnete.“

„Es fällt in die Augen, daß ich unter den letztern
nicht einige hämische geistlose Scribler, die nur sich
selbst in ihren Zerrbildern gefielen, sondern den Herrn
Dr. Merkel meine.“

„Die Zeit der Anklagen und Fehden ist vorüber, und
Niemand wird mehr verdächtigt wegen seiner politi-
schen oder patriotischen Ansicht über die Geltung
des Herrn Dr. Merkel.“ *) Man hat, so viel ich weiß,

*) Anmerk. Der freundliche Leser hört wol aus diesen Wor-
ten die gewaltige Bedeutung des Mannes heraus, welchem die
Letzten 1869 in Katlakaln bei Riga zum hundertjährigen Geburts-
tage zunächst einen Denkstein gesetzt haben, und demnächst, wenn
nicht Alles trügt, mehrere in anderer Art setzen werden, sei es
durch Stiftungen, sei es durch Aussetzung von Preisen für
Merkels würdige humane literarische Wirksamkeit u. s. Nur so
wird es möglich werden, für Merkels Andenken die würdige
Stellung zu erringen, die der Verstorbene als Patriot, Menschen-

„keinen Tadel zu befürchten ((Samson fühlt hier offenbar, daß er einen glühenden Boden betritt)), wenn
„man, abgesehen von etwanigem Widerspruch, unver-
„hohlen bekennt, daß Herr Dr. Merkel ein großes Ver-
„dienst um die erfreuliche Umgestaltung der Dinge in
„Betreff der Bauern habe. Er sprach mit Leidenschaft,
„aber mit Wahrheit. Die Leidenschaft war Eifer für
„die gute Sache (dies steht gesperrt bei Samson),
„und ist daher nicht allein zu entschuldigen, sondern
„auch vollkommen zu rechtfertigen. — Hätte der Herr
„Dr. Merkel nicht mit der Leidenschaft gesprochen,
„welche seine Sprache eben so begeisterte, als sie sein
„Herz erwärmt hatte, so würde er gewiß mit seinen
„Vorgängern gleiches Schicksal gehabt haben. Man
„hätte ihn überhört und übersehen, gleich ihnen. Sei-
„nem Freimuth verdankten im Jahre 1796, als „die
„Ketten“ erschienen, manche Jünglinge edle heilbringen-
„de Ansichten für die Zukunft.“ — — „Bei diesem
„Auspruch meiner individuellen Ansichten kann mein
„Publikum leicht erachten, mit welchem Vertrauen, und
„im schlimmerem Falle, mit welcher Resignation

freund und Schriftsteller so überreich verdient hat und die ihm
bisher ganz ungerechter Weise vorenthalten worden ist.

„(— — —) ich gegenwärtig demselben diese Darstel-
„lung in die Hände gebe. Sie wurde zunächst durch
„Begehren höhern Orts veranlaßt — ; später schien es
„nicht ganz verdienstlos, diese Arbeit durch den Druck
„bekannter zu machen.“

So weit Samson, der durch diese Zeilen sowol
Merkel als auch sich selbst ein würdiges Denkmal ge-
setzt hat. Wir erwähnten freilich schon vorher, daß grade
Samson für die Landlosigkeit der Letten wirkte, aber
vergessen wir dabei nicht, zu welcher Zeit und in
welcher Stellung er das that.

Euch aber, edle, für Wahrheit und Recht schwärmen-
de Jünglinge unserer Tage, die diese Zeilen lesen und
an der Lichtseite der Samson'schen Darstellung nicht
minder, als an der häßlichen Schattenseite der Darstel-
lung des Anonymus die ganze Bedeutung Merckel's, so-
wie den Umfang, die erschütternde Wucht ernster poli-
tisch-literarischer Kämpfe und den Muth, der zu ihnen
erforderlich, ja unerläßlich nothwendig ist, vielleicht zum
ersten Male klar werdet überblicken können, Euch sei
ein Wort in's Ohr gesagt: giftige Verläumdungen und
bittere Verfolgungen sind für Jeden unbeugsamen Kämp-
fer für öffentliches Wohl, und will's Gott, auch für

Euch, ein Ruhm und nicht eine Schmach. Bekennen wir doch Alle eine Religion, nach der Christus als der edelste aller Menschen zugleich auch der Geschmähteste und Verfolgteste war. Eine so heroische Religion bekennen wir nur dann würdig, wenn bei unserm Urtheil über öffentlich wirkende Männer weniger das in Betracht kommt, was Freund und Feind ihnen nachsagen, als das, was sie für das Gemeinwohl gelitten und erstritten haben.

Die nun folgende Erzählung Merkels: Wannem Umanta hängt dadurch eng mit der ersten Hälfte unserer obigen Darstellung zusammen, daß aus ihr überraschend klar hervorgeht, welchen Werth die Auffassung der heutigen deutschen Nationalliberalen hat, nach welchen die Herrschaft der Deutschen über Nichtdeutsche, namentlich Slaven, so ungemein segensreich für Letztere sei. Nun, Merkel, der echt deutsche, nach unerbitlich strengen Principien urtheilende und von den Tagesfragen ganz unbeirrte Mann wird uns das am besten sagen können. Hören wir ihn, um uns ein unparteiisches, selbständiges Urtheil zu bilden, unabhängig von den

Leidenschaften des Tages und ohne Voreingenommenheit gegen den Adel, aus dessen Mitte so helle Stimmen für die Wahrheit erklingen können, wie die Samsons.

Wannem ist übrigens kein lettisches, sondern ein litwisch-estnisches Wort und bedeutet Aeltester, Häuptling, Anführer. Daß früher ein großer Theil Livlands und auch Kurlands von Liven bewohnt war, ist wol allgemein hinlänglich bekannt.

Wannem Ymanta

eine lettische Sage

von G. Merkel.

Leipzig 1802.

Den meisten meiner Leser ist wahrscheinlich die Welt, in welche sie dieses Werk führt, ganz neu. Sollen sie für die Vorgänge in derselben Theilnahme empfinden, so muß ich sie darin orientiren. Ich glaube dies nicht besser thun zu können, als indem ich einige Stellen des Werkes herseze, in welchem ich den frühern Charakter und Zustand, so wie die Schicksale jener merkwürdigen Völker beschrieb,*) deren gegenwärtige klägliche Ruinengestalt ein Schandmaal des Tyrannensinns verflossener Zeitalter ist, und das unsrige einer vielleicht nicht minder schändlichen Schlassheit bezüchtigt.

*) Vorzeit Riolands von G. Merkel, 2 Bände, Leipzig 1797 u. 1798. I Band.

„Die politische Verfassung der Letten, wie ihre sittliche Bildung, erscheint im eilften und zwölften Jahrhundert grade auf der Stufe des Uebergangs aus dem mittlern Naturstande zu jenem, in welchem die Griechischen Republiken ihre größten Männer, Helden sowohl als Weise und Künstler, hervorbrachten. Jede durch natürliche Grenzen umschriebene Landschaft bildete einen Staat für sich; aber alle, ob sie gleich zuweilen in Kriege gegen einander verwickelt waren, hatten ein gemeinschaftliches Heiligthum, gemeinschaftliche Götter und Priester, standen, bis auf den deutschen Einbruch, gemeinschaftlich gegen den auswärtigen Feind auf, und erkannten sich für Brüder.“

„Wie jede Landschaft, bildete auch jede Familie in derselben einen Staat für sich, deren Fürst der Hausvater war, der sein Weib und seine Kinder unumschränkt beherrschte, aber in Rücksicht der Verhältnisse, in die er mit andern Familien gerieth, sich dem Ausspruche des obersten Fürsten unterwarf. Dieser bewohnte gewöhnlich eine mit Wällen und Hecken versehene Burg, die an einem Strom oder auf einem Berge lag. Er war im Frieden Richter und im Kriege Heerführer, wenn er Tapferkeit genug besaß; doch in beiden Fällen nicht unumschränkt. Um einen Urtheilsspruch zu thun, versammelte er eine Anzahl der ältesten Hausväter, die mit ihm in einem heiligen Haine Gericht hielten; und wenn Krieg oder Frieden beschlossen werden sollte, berief er durch ein Feuer, das auf der Spitze eines Hügelß angezündet ward, das ganze Völkchen zusammen.

Jeder hatte eine Stimme dabei, jeder ward gehört; denn wo man sicher ist, daß keine Rechte gekränkt werden, wo man sie leicht vertheidigen kann, läßt es sich niemand einfallen, den Andern als Mitglied des Gemeinwesens zu verkennen. Die Verfassung muß schon sehr verschoben seyn, wo jeder Mann nicht seine volle Kraft gilt; und das ist nicht der Fehler so neuer Staaten. Jeder sprach zu dem versammelten Volk, und jeder war Redner, weil er mit wahrer Theilnahme sprach. War endlich ein Beschluß gefaßt, so gehörte die Ausführung desselben dem Fürsten. Er erkor die Deputirten, welche im Namen der Nation die Speere mit dem Feinde tauschten, wenn Friede geschlossen werden sollte; er erwählte aus der Menge diejenigen, die zur Schlacht taugten, wenn Krieg der Wille des Volks war. Das Heer selbst ernannte dann seinen Anführer, und gelobte ihm Treue und Gehorsam, indem es die Hand auf den gebeugten Nacken legte; aber so wie der Feldzug zu Ende war, hörte auch seine Würde auf, und alles kehrte zur alten Ordnung, zur Gleichheit zurück. Indes behielt das Volk doch so viele Achtung und Neigung für den Helden, der sie mehrmal zum Siege geführt hatte, daß sie unwillkürlich seine Anhänger wurden, und seinem Beispiele folgten.“

„Die Religionsbegriffe der Letten waren weder zahlreich, noch spitzfindig. Sie glaubten, daß jedes, vom Donner herab bis zum Kehrlichthausen, eine eigne Gottheit habe, die man verehren müsse; sie glaubten die Unsterblichkeit der Seele, ohne ihren künftigen Zustand

bestimmen zu wollen; sie glaubten, daß man, um den Göttern zu gefallen, thun müsse, was recht sey, und verließen sich bei Auffindung des Rechts auf die Leitung ihres Gefühls — eines sicherern Führers, als die Grübeleien der Moralisten ist. Das war der ganze Inhalt ihrer Theologie, hinreichend für ein Volk, das keine Verhältnisse und keine Bedürfnisse kannte, als der geselligen Natur.“

„Die Gottheit war, nach der Vorstellung der Letzten, zu erhaben, um von Wänden umschlossen zu werden. Sie verehrten dieselbe, wo sie Spuren ihres Daseins und ihrer Macht fanden: den Gott des Donners unter den so oft vom Blitz versengten Eichen; den Gott der Wälder in Hainen; den Gott des Meeres am Strande; den Beschützer der Saaten auf den Aeckern, von denen sie so eben seinen Segen eingesammelt hatten. Jeder Hausvater war dabei Priester. Nur ihre obersten Gottheiten hatten außerdem noch gewisse Plätze, an denen ihr Dienst von besonders dazu verordneten Dienern, im Namen des ganzen Volks begangen ward.“

„Solche Plätze waren zu Romnove in Madrauen, zu Marienburg, zu Heiligenbeil und bei Belau. Am ersten Ort stand eine Eiche, die zwölf Fuß im Durchschnitte gehabt und, vielleicht durch Moos und überwinternde Schlingpflanzen, vielleicht durch eine Kunst der Priester, selbst im Winter ihr Grün nicht verloren haben soll. Sie war in einiger Entfernung mit achtfachen Teppichen umgeben: so entstand ein heiliger Bezirk, den vorzüglich das Blut der Opfer benetzte, den die Augen der unge-

weithen Menge nicht erreichten, und selbst der Krive und die vornehmsten Waldelotten nicht anders, als zur Begehung der Riten, betreten durften. Nur in sehr festlichen, mond hellen Nächten sank die furchtbare Scheidewand zwischen dem Volk und seinen Göttern."

„Ihgo war der Gott der Liebe und der Freundschaft, und ihm zu Ehren beging das Volk in der Mitte jedes Sommers eine festliche Nacht."

„Auch bei den Letten machten die Priester einen eigenen abgesonderten Stand aus, dessen Oberhaupt der oft erwähnte Krive war, der im heiligen Hain zu Romnove haufete, die Streitigkeiten der Lettischen Oberhäupter in Preußen, Litthauen, Kurland und Liefland schlichtete, und die Aufsicht über den Gebrauch ihrer Gewalt führte. Seine Abgesandten, die nur seinen Stock, oder ein anderes Zeichen von ihm aufzuweisen hatten, konnten in den weiten Gränzen seines Volks überall mit seiner Autorität verfahren."

„Sein Hauptgeschäft war, dem Volke den Segen der Götter zu erbitten, und ihm ihren Willen kund zu thun. Feierlich hoben ihn die Priester dazu auf einen hohen Scheiterhaufen, wo er einige Zeit in Gebet und Nachdenken versank, und dann seine Offenbarung den Priestern kund that, die sie dem Volke mittheilten. Zu ihm kam man, wenn ein Nationalkrieg beschlossen war; er entschied über die Rechtmäßigkeit, bestimmte nach befragtem Orakel den Ausgang desselben, und nahm dafür, nach geendigtem Feldzuge, den dritten Theil der Beute in Empfang. Starb er, so schien die ganze Na-

tion gelähmt. Nichts durfte unternommen, nichts sogar beschlossen werden, bis die Waidelotten, nach dreitägigem Fasten und feierlichen Opfern, seinen Nachfolger erwählt und dem Volke vorgestellt hatten. Ward er zu alt, um seinen Geschäften länger mit Würde vorstehen zu können, so bestieg er den Scheiterhaufen, von dem er die Rathschlüsse der Gottheit zu verkündigen pflegte, ermahnete das Volk zum Gehorsam, gegen die Götter, erklärte, daß er hingehen wolle, in größerer Nähe sie um Segen für seine Kinder zu bitten, und ernannte seinen Nachfolger. — Der Holzstoß flammte auf, und die Laufbahn des Hierarchen war beendigt."

„Die Gehülfsen des Krive waren die Waidelotten und Sigonotten: ein Orden, der aus weiblichen und männlichen Gliedern bestand. Sie wohnten meistens zu Komnove bei dem Krive; aber einzelne wurden zu den verschiedenen Stämmen des Volks gesandt, um dort die religiösen Geschäfte zu besorgen. Sie brachten nämlich den Göttern die Opfer dar; sie machten dem Volke die Lehren der Religion bekannt und wachten über die Moralität desselben; sie erfleheten Erscheinungen der Götter, segneten die Versammlung und beteten ihr vor, ertheilten Rath und Orakelsprüche, schlichteten Streitigkeiten, kündigten dem Volke die Festtage und die Zeiten der Saat und Erndte an und beriefen es in den einzelnen Distrikten zusammen, wenn ein Beschluß der Götter, das heißt, des Krive, bekannt zu machen war. In einzelnen Fällen wendeten sich Männer und Weiber an die Waidelotten ihres Geschlechts. Als unterste Priester

nennt Prätorius die Lihguffones und Liluffones; aber es ist, nach Hartknock, wahrscheinlich, daß die Waidelotten selbst beides, das heißt, Jubel- und Trauersänger, die Barden der Letten, waren."

„Die alten Letten waren lang, hatten einen starken Körperbau eine rothbraune Gesichtsfarbe, blaue Augen, schlichtes, braunes Haar, das weit auf ihre Schultern herabfloß, und trugen den Bart, so lang er wuchs: bei ihnen war er, wie noch jetzt bei den untern Klassen der Russen, ein Zeichen der Mannheit und Erfahrung, auf das sie großen Werth setzten. Nur wen sie bestrafen, wen sie für ehrlos erklären wollten, beschoren sie: und dann durfte er nicht wieder in ihren Versammlungen erscheinen: er hieß ein Verstümmelter."

„Beide Geschlechter kleideten sich im Winter mit weiten Pelzen und im Sommer in engere Gewänder von Leinwand oder Wolle, die sie mit einem Gürtel über den Hüften zusammenzogen. Schuhe flochten sie sich aus Weidenranken, und befestigten sie dann mit Bändern, wie die Griechen ihre Sandalen. Die Weiber trugen Mützen von Leinwand; die Jungfrauen lange Haarflechten, bunte Kränze von Wolle und Glöckchen an dem Gürtel. Auch die jungen Weiber mußten den Kranz behalten, bis sie sich den Matronenputz durch die Geburt eines Sohnes erworben hatten; nur an ihrem kürzer geschnittenen Haar und dem fehlenden Glöckchen erkannte man sie. Ihre Kinder gingen Sommer und Winter fast nackt, und wateten so froh mit bloßen Füßen durch den Schnee, als sie auf den blühenden Wiesen

herumhüpfen: erst bei heranrückender Mannbarkeit, wenn die Dirnen Reize zu verstecken hatten, und die Knaben an den Arbeiten ihrer Väter Theil nehmen konnten, fing man an, sie regelmäßig zu kleiden. Auf eine so abhärtende Erziehung folgte ein thätiges, arbeitsames Leben. Die Männer bestellten den Acker, verfolgten das Wild ihrer Wälder, suchten den Bären in seiner Winterwohnung, die Wölfin in ihrem Lager auf, besuchten ihre zahlreichen Seen und Flüsse; die Weiber hüteten mit den Mädchen und Kindern die Heerden, trieben die Bienenzucht, bereiteten zum Genuß, was ihre Männer erworben hatten. Allgemeine Thätigkeit spendete allgemeine Gesundheit."

„Die Männer erreichten unter den Letten vorzüglich ein hohes Alter, und mancher, der bis zum achtzigsten Jahre die Schlachten seiner Nation mitgefochten hatte, war noch dreißig bis vierzig Jahre hindurch der Leiter seiner Brüder bei Unterhandlungen und Berathschlagungen. Mancher Lettische Nestor machte den Deutschen ihre Fortschritte noch schwer, nachdem sie schon die jüngern Kämpfer aus dem Felde geschlagen hatten.“ —

„Am lebenswürdigsten erscheinen sie in ihrem Betragen unter sich. Es gab keine Arme bei ihnen, denen die Reichern nicht aufgeholfen hätten; keine Bettler: denn wer nichts hatte, war überall willkommener Gast. Denjenigen, die keine Pferde oder keine eigene Heerde besaßen, überließ jeder wohlhabende Nachbar, den sie darum ansprachen, eine Stute, eine Kuh oder einige Mutter-schaafe, die sie nicht eher wieder zu erstatten brauchten,

als bis sie drei Junge gebracht hatten. Wer keinen Acker besaß, suchte sich irgend einen Theil des Waldes aus, hieb ihn nieder und verwandelte ihn in ein Feld, das als sein heiligstes Eigenthum selbst von dem geachtet ward, vor dessen Thüre es vielleicht lag. Sie waren so weit von aller Besorgniß, allem Mißtrauen gegen einander entfernt, daß sie nie etwas verschlossen. Wohnung, Stall, Vorrathskammer, alles stand offen: eine Gewohnheit, die noch in manchen Gegenden Livlands herrscht. Das hätte ein sehr verworfener Mensch, ein Wahnsinniger seyn müssen, der etwas hätte entwenden wollen, da die Befriedigung seines Bedürfnisses ihm unter diesen liebenswürdigen Sterblichen nur die Aeußerung desselben kostete.“

„Wer in die Hütte des Letten trat, ward mit Freude bewillkommt. Die Hausmutter selbst bereitete ihm einen Sitz und trug ihm eine Mahlzeit auf; der Hausvater brachte ihm die Schaale voll Meth, und trank ihm Freundschaft zu. Wer er sey; woher? wohin? darnach fragte niemand; aber wollte der Fremdling sich entdecken, so war er gewiß, Theilnahme zu finden, und Hülfe aller Art, die er begehren konnte. Man bewirthete ihn, so lange der Vorrath hinreichte, und dann führte der Wirth ihn selbst zur nächsten Wohnung, wo seiner schon eine gleiche Aufnahme wartete. Wurde er irgendwo beleidigt, so hielt der erste Wirth, der zweite, und so fort, es für die heiligste Pflicht, ihn zu beschützen, ihm Genugthuung zu verschaffen, ihn zu rächen. Er konnte in seiner eignen Heimath nicht ruhiger und

sicherer leben, als hier bei Menschen, die er vielleicht zum ersten Male und nie wieder sah. Dieses großmüthige Betragen selbst diente ihnen oftmals zum Verderben. So hatten einst die Ritter eine Schlacht gegen die Liven verloren, und ein Deutscher Flüchtling hatte sich in die Hütte eines Letten gerettet. Er ward liebevoll aufgenommen und der Wirth selbst begleitete ihn Tags darauf nach Uexküll; aber eine streifende livische Parthei ertappte sie, und tödtete den Fremden. Hieraus entstand ein blutiger Krieg zwischen den beiden Nationen, während dessen die Deutschen beide plünderten.“

„Die Liven bewohnten einen Strich am Strande des Rigischen Meerbusens, der etwa funfzehn Meilen lang und acht Meilen breit war. Sie lebten vom Ackerbau, der Fischerei und der Bienenzucht, schienen aber wenig Fortschritte in Benutzung ihrer Produkte gemacht zu haben. Nach der Versicherung einer Chronik, erstaunten sie sehr, als die Deutschen ihnen etwas für das Wachs, das sie bis dahin weggeworfen hatten, anboten.“

„In ihrem Gebiete traten die Deutschen zuerst an das Land, und sie trafen die ersten Verwüstungen der christlichen Verheerer. Die blutigen Kriege um ihre Freiheit verzehrten den größten Theil der Nation; und da sie sich endlich unterwarf, gebrauchten die Tyrannen sie so emsig zur Unterjochung anderer Völker, daß sie, als ruhigere Zeiten eintraten, schon fast ganz ausgerottet war.“

„Ihre Sprache und Verfassung war der esthnischen gleich. Auch ihr Gebiet war in Kylegunden oder Di-

strikte getheilt, denen Wannens oder patriarchalische Fürsten vorstanden. Diese bewohnten mit Hecken und Verschanzungen umgebene Burgen, die sie am liebsten am Ufer der Flüsse auf Bergen baueten. So standen an der Ua die Thoraida = , die Kubbes = eele = und Dabrelsburg; am Limsa Idggi, wo jetzt Lemsal liegt, eine vierte; an der Salis, Sattedseele, an der Düna Ascherade und Lennewarde, u. s. w.“

„Der Name Thoraida scheint aus Thor apita; Thors Hülfte, entstanden, und zeigt, daß auch sie wie die übrigen Finnen, den Jummalä Thor verehrten; manche andere Gebräuche hingegen bewiesen, daß sie auch schon viel von den Letten angenommen hatten. Wenigstens mußte einst, nach altpreußischer Sitte, ein weißes Stuterpferd entscheiden, ob sie ihren Priester Dietrich opfern sollten, und ein preußischer Geschichtschreiber versichert, daß auch sie die Auctorität des Krive anerkannt hätten.“

Der Einheit wegen ist die Uebereinstimmung ihrer Sitten mit den Lettischen, in der gegenwärtigen Sage, im Allgemeinen angenommen worden; denn der Zweck des Verfassers war nicht, ein genau nuancirtes Sittengemälde zu liefern, wäre ein solches auch möglich gewesen.

Was den Inhalt dieser Sage betrifft, so sind die meisten handelnden Personen und aufgestellten Ereignisse historisch, ob sich gleich der Verfasser die gerechte Frei-

heit nahm, sie so zu behandeln und zu ordnen, wie der Zweck der Dichtung es forderte. Die hier erzählte Belagerung fiel im Jahre 1206 vor. Kaupo hat ein paar Namen zurückgelassen. Seine ehemalige Burg, Kubbes-Eele, ist jetzt ein adlicher Hof und heißt Kipsal. Der Hügel, auf welchem er, nach der Volksfage, in einem Gefechte fiel, lag in der jetzigen Vorstadt von Riga, und hieß Kubbs = Berg. Von einigen Jahren ist er abgetragen worden.

Erstes Buch.

Die Nachtigall sang in blühenden Hainen: da war den Letzen das Fest des beglückenden Lihgo gekommen, des freundlichen Gottes der Freude. Schon dreimal hatten in der Mitternachtsstunde die Waidelotten den hohen Gipfel des Blaubergs mit Flammen gekrönt und lauten Hörnerruf ins Land umher versendet. In der vierten Nacht strömte frohes Gewimmel zum Fuß des Berges heran, dessen ebener Gipfel den heiligen Hain trug. Vom wankenden Kinde bis zum wankenden Greise, alles eilte herbei, das schönste Fest zu begehen. Wen kraftloses Alter oder Siedthum an die Hütte fesselte, der dünkte sich selber gestorben: denn Lihgo's Fest war die Krone des Jahres!

Jeder Nahende nahte mit Gaben; nicht mit seltnem Metall, oder kostbaren Werken ausländischer Künste; dem Gott der Freude wußten die Letten besser zu dienen! Sie brachten das Köstlichste herbei, das Freude geliebten Freunden gewähren konnte. Die Männer trugen Schläuche voll sprudelnden Methes, langgesparte Schätze der Vorrathskammer die Frauen herbei, und geschäftig empfingen die Waidelottinnen sie und bereiteten das Mahl auf der Wiese. Die Mädchen versteckten unter ihren Gewändern duftende Kränze, sie dem Geliebten unbemerkt auf die Scheitel zu drücken; die Jünglinge brachten den Mädchen bunten Puz, an Winterabenden emsig geschnitzt, geflochten oder gehämmert. Selbst die Kinder kamen nicht mit leeren Händen: sie keuchten unter Lasten wohlriechender Kräuter, zum weichen Sitze für Greise.

Jetzt stand das Volk in feierlichen Gruppen versammelt, und der Opferzug begann aus der vom Monde durchdämmerten Nacht in die dunkleren Schatten des Haynes. Kinder hüpfen voraus und streueten Blumen. Nach ihnen betraten zwei weiße Stiere den Pfad, mit duftenden Tannenzweigen und Eichensprossen gekrönt: Priester führten sie. An ihrer Seite ging die Schaar der unberührten Jungfrauen, der schönsten unter Lettgalliens Töchtern. Mit feierlichem Schritt und schaamhaftem Erröthen trugen sie Kränze von Wiesenblumen, Becher voll fetter Milch, Becher voll perlenden Methes.

Ihnen folgte das Volk bei dem lauten Gesange der Lihguffones. *) Sie sangen: „Preis dem mächtigen Perkun, der Donner durch die Wolken ruft, der Thau und Regen auf die Erde gießt und die Hagelgewölke vorüber lenkt an dem reisenden Saatengefilde!“ Sie sangen: „Preis dem gütigen Potrimp, dem vollwangigen Gott des Ueberflusses und der Erndte, und der die Wiesen mit nahrhaften Kräutern bedeckt und die Heerden segnet!“ Laut widerhallte der Hain und aus dem Dickigt antworteten überirdische Geister. Längst gefallene Helden stiegen aus ihrem Grabeshügel empor und feierten mit den Enkeln das Fest. Dunkel schimmerten ihre Gestalten zwischen dem Eichenlaube hervor. Die Priester sahen sie und gingen mit ehrfurchtsvoll verhüllten Gesichtern vorüber; selbst die Stiere senkten die Häupter und brülleten leiser.

Jetzt stehen sie am Rasenaltare. Dampsend umfließt ihn das Blut der Stiere, Perkun zu Ehren. Dem gütigen Potrimp leeren die Mädchen die Becher voll Milch. Alle beten voll Inbrunst; „Perkun, erhöre das Flehn deiner Kinder! Erhör' uns segnender Potrimp! Gütig empfängt unsre ärmliche Gabe; des Pflegers Lohn ist nicht der Eiche Frucht; er ist das Bedeihen des Stammes!“

Die Opferlobe knistert leise und dampft; jetzt thut sie einen hellen Blick; jetzt einen zweiten: da flattert sie

*) Lettische Varden.

hoch durch die Nacht empor, und offenbaret stehn durch sie die ehrwürdigen Gestalten der bemoosten Eichen des Haines.

Wo ihre Nester über dem Altar am dichtesten sich wölben, glänzt Perkus's majestätisches Antlitz aus ihnen hervor. Flammen scheint er zu blicken; eine Flammenkrone umzieht seinen Scheitel und die Lobe spielt zu ihm unschädlich empor. Ihm zur Rechten lächelt der ewige Jüngling Potrimp. Ein Aehrenkranz durchflieht sein goldnes, üppig gelocktes Haar. Vor ihm stehen volle Garben, unter denen schöne Schlangen wohnen, Sinnbilder und Bürgen häuslicher Fülle. Aber zur Linken starrt der bleiche Greis Pikoll herab, der Hölle furchtbarer Gott, der nicht Anbetung, der Wehen von allen Lebenden heischt. Ein Leichentuch umhüllt den nackten Scheitel des Leichengottes und Blut hängt in seinem dünnen, grauen Barte. Von hohen Stangen glozen Todtenschädel mit den leeren Augenhöhlen zu ihm hinauf, und ein schwarzer Dampf von brennendem Fette stinkt in nie endender Säule zu ihm empor.

Das Volk zog vorüber, dahin wo auf offener Ebene, zwischen den Ufern des Hains und des Stromes, Lihgo's blumiger Altar stand. Auf ihn leerten die Mädchen die Becher voll Meth und legten ihre Kränze hin, und beteten leise mit schalkhafter Miene: heimlich stahl sich ihr Blick zu den geliebten Jünglingen hin. Mit glühender Inbrunst beteten die Jünglinge auch; und

auch die Männer und Frauen und Greise: leise vertraute jeder den innigsten Wunsch seiner Seele dem freundlichen Gott. Sie streueten Weihrauch auf den Altar, und da die Flamme stieg: „Wir sehen Dich, lieblicher Gott!“ sangen die Priester und sang das Volk. „Du blizest im freudigen Aug' unsrer Lieben; Du tanzt auf den rollenden Wogen des Siromes dahin! Du athmest die Wohlgerüche der Blüthen in die Luft; Du ruffst den Jubel der Nachtigall durch den Hain! Freundlicher Gott, wir lieben Dich!“ —

Feierlich erhob der Oberpriester sich jetzt vor den Altar und gebot im Namen des Gottes treue Liebe dem Geliebten, jeglichem Feinde Veröhnung. Brüderlich umarmten sich alle, und wer Groll im Herzen hatte, eilte zum Gehasten zuerst, Verzeihung zu geben und zu empfangen. — Beim lauten Klange der Schalmeien begann der Bundesstanz. Langsam schlichen die greisen Väter und Mütter ihn, jeder den langgeprüften Freund am Arme, jede die traute Gespielin, die jung war mit ihr und jetzt gealtert. Rüstig schritten die Männer einher. „Ich stütze dich!“ sagte ihr kühner Blick der treuen Gattin an ihrer Seite. — „Dein in Leiden und Tod!“ der kraftvolle Händedruck dem begegnenden Freunde. Das rasche Hüpfen der Jünglinge sprach heißbegehrende Liebe; furchtsam-weigernde der Laubenschritt der Mädchen. Auch die Kinder sprangen ihren Reigen, jetzt bemüht zu thun, wie die Väter und Mütter thaten, jetzt ältern Brüdern nachahmend, oder den schon aufgeblühten Schwestern.

Geschäftig leiteten die Waidelottinnen die Versammelten auf die Wiese des Mahls. Ein ganzes, glückliches Volk sank zu Einem Bundesmahle ins Gras: von dem flammenden Throne, um den die Stürme mit zahlmem Murren kriechen, an dessen Fuße die Donner schweigend liegen: nie sah Perkun ein Schauspiel, das seines Blickes würdiger war! Oder nennt ihn Jehova, den Quell alles Guten! —

Höher und höher schwang sich die Freude, wie die Hörner kreisiten voll perlenden Methes: leises und lautes Gespräch, leises und lautes Gelächter kreiste mit ihnen. Traulich flüsterte hier ein Jüngling seinem Mädchen heiße Liebesworte zu; dort ein Mann dem Waffenbruder, den er seit dem vorigen Lihgofeste nicht sah, mit bedeutender Miene seine Rathschläge und seine Erfahrung; — dort eine Hausfrau der Jugendgespielin, welche dem Gatten in eine ferne Khylegunda *) gefolgt war, die Schicksale ihrer Kinder und ihres Haushalts. Und wie am heitern Sommermorgen, wenn die Sonne die ersten Strahlen über die Erde blickt, aus dem Rauschen der wogenden Saat bald hier eine Lerche, bald dort eine, mit lautem Wirbeln emporsteigt, und ihr Lied hinaufträgt in die Wolken, erhob sich bald hier ein froher Gesang, bald dort einer, über das Summen des traulichen Kosens.

Jetzt war es ein Greis, einst der Held seines Volkes, vor dessen Seele eine glänzende Erinnerung auf-

*) So hießen die einzelnen Distrikte der Liven, Letten und Esten.

stieg und der mit zitternder Stimme noch einmal sang, worauf vor fünfzig Sommern seine Jugendgenossen mit stummen Entzücken lauschten. Die Jünglinge staunten und fragten heimlich sich selber: „Gelangt wohl ähnliche Thaten auch mir?“

Jetzt brach, halb unwillkürlich, das entflammte Gefühl eines liebetrunkenen Jünglings in melodischen Tönen aus: er sang seine Empfindung beim verstohlenen Händedruck der Geliebten; oder wie seiner Seele ihr Anblick, ihr freundlicher Gruß die Welt in Rosenschimmer hüllte. Freundlich nickten die Greise dazu: „Wir kennen diese Gefühle!“ Höher wallte der Busen der lauschenden Mädchen; aber züchtig verschämt schlug die besungne Geliebte die Augen nieder und erröthete, und wünschte doch heimlich seufzend den einsamen Augenblick herbei, der ihr erlaubte, den süßen Sänger zu belohnen.

Jetzt ergriffen die Lihgussones die Hörner und stimmten die Weise der rückkehrenden Jäger an. Die Jünglinge sangen:

„Wer sind die holden Gestalten, vom Licht der Jugend umflossen? Sie stehn auf den Hügeln der Heimath und lauschen hinaus in die Ferne, dem Winde entgegen: „Bringest du Kunde?“ In ihrer Mitte, wer ist die Hohe, mit den Reizen des reifenden Mädchens geschmückt und mit der Würde edler Matronen? Einen Säugling drückt sie an den vollen Busen, der ihn nährt; einen schon lallenden Wandler führt ihre Rechte!“

Antwortend sangen die Mädchen: „Ahta, sie nahen! Sie nah'n, in ihrer Mitte Ymanta! Bald sinkt, mit

dir, jede Gattin in die Arme des Gatten, jede Geliebte an des Geliebten Brust!“

Die Jünglinge sangen: „Er ist besiegt, er ist gefallen, der Fürst des Waldes, der zottige Bar! Nicht mehr wird er die Heerden erschrecken und ihre zarten Hirtinnen! Nicht mehr wird der Lusterne die knarrenden Stämme ersteigen und unsre Bienensstöcke zerbrechen!“

Die Mädchen sangen: „Läppischer Breitfuß! Weil du bei den Heerden uns schrecktest, erschlugen die tapfern Männer dich. Weil du nicht mehr die Bienensstöcke zerbrichst: überfließen soll jegliches Horn von schäumendem Meth, wenn wir auf die Tafel der Männer dich tragen.“

„Näher, ihr Mädchen, näher!“ sangen die Jünglinge. „Die Augen der Wölfe funkeln nicht mehr; ihre Zähne drohen nicht, die säugende Kuh zu zerreißen, oder ihr hüpfendes Kalb. Wir trafen sie, wir schlugen sie nieder! Zween schlug Ymanta; und jeglicher Jüngling schlug einen. So kehren wir einst zurück aus der Schlacht, jeder geschmückt mit dem Schwerdt eines Feindes!“

Langsam erwiederten die Mädchen: — „Ach, keine Schlacht!“ —

Höher und höher schwang sich die Freude, indeß der der Mond schon von der Mitte des Himmels niederblickte und schon ein goldrother Reif den östlichen Himmel umsäumte. Inniger drückte jeder Gatte die Gattin,

jeder Freund den Freund an die Brust und sehnsuchtsvoller blickten die Jünglinge und Mädchen sich an: siehe, da rauscht' es im wogenden Strome! Siehe, da glitt ein Nachen daher durch seine Flut und landete am Ufer der Ebene. Eine hohe, ehrwürdige Gestalt erhob sich aus ihm. Ein Greis mit nacktem Scheitel, aber mit langem grauen Barte, der zum Gürtel herabfloß, erhob sich aus Land. Seine Rechte trug den Zweig des Friedens; seine linke einen schlanken Speer. Ein Ueberirdischer schien er, wie er langsam daher schritt, umflossen vom Strahl des Mondes, umrauscht vom leisen Morgenwinde, der in seinem weißen flatternden Gewande spielte. Er erstieg den Altar; er legte nieder auf ihn den Zweig des Friedens; er stieß kraftvoll die blinkende Spitze des Speers in den Boden: dann, mit der Gebärde des Flehens, erhob er die Arme gen Himmel und streckte sie flehend dem Volk entgegen.

Schauern ergriff die versammelte Menge; schweigend starrte sie hin auf die Erscheinung. Aber mit ruhiger Würde erhob sich Ymanta, der Führer seines Volkes, wenn es des Führers bedurfte, sonst der bescheidenste unter seinen Brüdern. Mitten aus dem Gedränge erhob sich der Held und schien jetzt erst in seiner männlichen Kraft sichtbar geworden. Dreimal stieß er ins Horn und entließ die versammelte Menge vom geendeten Fest; aber den Herolden befahl er; „Die Männer sammlet zu mir, des Fremdlings Bitte zu hören. Nicht wohlgethan ist es, Flehenden Hülfe verzbögern.“

Mitten im heiligen Haine, auf weiter Fläche allein, stand die Eiche des Bundes. Hoch stieg ihr Wipfel empor über alle Wipfel des Haines und war seine Krone. Zwölf Männer umspannten den moosigen Stamm nicht; weit schatteten seine Aeste umher. Unter ihnen auf einem Rasenthron, ließ Ymanta sich nieder. Die Männer des Volkes standen in dichtem Gedräng' um ihn her; vor ihm stand der Fremdling, ein Greis der Gestalt nach, aber in seinem Auge flammte der Muth eines Jünglings. Lange ruht' Ymanta's Blick mit bewunderndem Wohlgefallen auf der ehrwürdigen Gestalt der Vorzeit; endlich begann er:

Fremdling! Woher dein kühner Schritt? Was trieb dich, das Volk vom Feste zu scheuchen?

Aber der Greis mit dem feurigen Blick entgegnete: „Wannem! Abgesandter bin ich vom Volk der Liven, das am Ufer der Duna wohnt; abgesandt an dich und die Männer deiner Knyegunden, euren mächtigen Arm zur Hülfe zu fordern: ob es gelinge, die Pest zu wenden, die uns zu Boden drückt und bald auch euch erreicht! Eiserne Ungeheuer sind dem Meere entstiegen: uns schienen sie freundliche Gäste. Wie ein giftiger Nebel, der alles verderbet und tödtet, lagern sie sich über das Land. Durch schändliche Gleißnerei bethörten sie uns, und schlichen sich ein in unsre Burgen und Dörfer. „Lasset uns wohnen bei euch als Brüder, fleheten sie, nach unseres Landes Sitte!“ Ihr bricht gewährten wir es. Da thürmten sie sich steinerne Feste auf, die unser Arm nicht zu zerstören vermag, und wie Raub-

thiere aus dem Lager, brechen sie nun hervor aus denselben, stürzen unsre Altäre um, reißen die Frucht unsrer Aecker an sich, schänden unsre Weiber und Töchter, schleppen unsre Kinder übers Meer. — Wannem! Gieriger noch als die Flut, die sie ausspie, die Küste benagt, reißen sie tiefer und tiefer ins Land, von Burg zu Burg, von einer Kylegunda zur andern. Wie das Feuer, aus einem kleinen Funken entsprungen, zum Flämmchen empornwächst, zur lichten Lohe dann, die einen Stamm ergreift, den nächsten dann und wieder noch einen und wieder, bis ein Flammenmeer den Wald durchwoigt und die letzte Eiche des Forstes, versengt und ertödtet, ein Jammerbild, dasteht: so wüthet das Schwerdt der Fremdlinge um sich her und entwürdigt die Besiegten zu Sklaven! — Wannem! Jeglicher Frühlingwind weht andere Schaaren der Räuber herbei! Wenige Tage noch, wir haben deß sichere Kunde, so strömt eine neue Flut von ihnen über das Land. Finden sie nicht die Leichen ihrer Brüder am Strande, weh' uns! Weh' euch und euren Enkeln zugleich! Wie der Gießbach des Frühling vom Berge herabstürzt ins Thal; wie die Schneehügel der Ebne vergehen vor ihm: von jedem, den er verschlang, stürzt er gewaltsamer fort auf den nächsten: so werden wir vor ihnen vergehen, und ihr! Bald vielleicht sind die Stämme dieses Hainnes gefallen und ihr ackert die Ebne für fremde Tyrannen!“

Mit dunkelglühendem Auge blickten die Männer sich an; keiner verkannte den Sinn des andern: Kämpfe

standen vor ihrer Seele. Aber der Held Umanta entgegnete mit ruhigem Bedacht:

Fremdling, deine Mähr reizt zu Gedanken des Todes; doch den Führern der Völker ziemt nicht die Kampfzier des Raubthiers; es gewähret die Beute und bricht schon hervor. Kein Kluger sendet die Lanze, er sehe denn deutlich die Würde des Zieles. Wenn das Horn meiner Schlachten durch die Wälder ruft, stürmen der rüstigen Krieger viele herbei, und kämpfen und weichen nicht: doch eh' es ertönt, erzähle, wie gelangten die Eisernen zu euch, und was ist der Vorwand ihres Beginnens?

Also sprach der Greis mit dem flammenden Jünglingsauge:

Wannem, hart ist dein Gebot! Deuten soll ich dir das Elend meines Volks, das bei Tage nicht aufhört, meine Seele zu beugen, und bei Nacht, ein schreckendes Gespenst, an meinem Lager steht? Lang ist die Geschichte und jammervoll.

Noch seh' ich sie, jene schreckliche Nacht, welche zuerst diese Pest an unser Ufer führte. Das Volk war, wie heute, zu Uthgo's segnendem Feste versammelt. Auf allen Hügeln blinkten Uthgo's Leuchten und aus allen Thälern tönte der Gesang der fröhlichen Jugend und das Rauschen wehender Tänze: da heulte plötzlich der Sturm durch die Luft, stürzte die heiligen Leuchten herab und scheuchte das Volk: furchtsam drängt' es sich

in den nächsten Hütten zusammen. Aber der Sturm wälzte sich wüthend über das Meer hin, deckte den zischenden Blitzen jetzt Abgründe auf, die selbst das allsehende Auge der Sonne nie sah; jetzt warf er die Wogen an die Wolken hinauf; jetzt drückt' er die Wolken ins Meer. Uralte Tannen taumelten entwurzelt von dem Gestade hinab in die Woge: ihre bemoosten Aeste und Wurzeln schwammen längs dem Gestade in Splintern hinweg, indeß der Stamm, majestätisch wie die Leiche eines Helden, langsam kämpfend hinschaukelte. Die Wellen erstürmten das Gestade und schwemmen die ärmliche Hütte des Fischers hinweg. Seine Kinder flehten ihn, erstarrt vor Kälte, um ein Obdach an: er deutete hinaus in das Meer, wo sein urväterliches Dach nur noch ein Schaumhügel schien. Die Erde bebte bis in ihre innersten Tiefen und die Wände der Felshöhlen schwankten. Der Wolkenbruch brauste nieder, wusch die Saaten vom Hügel und wandelt das Thal zum See. Erbarmen flehend rangen wir die Hände gen Himmel: ach! wir wußten nicht, daß unser Schutzgeist im Orkan für unsre Rettung kämpfte!

Erst mit dem Morgen sanken die Wogen, ward zahmer der Sturm: da jammerten wehklagende Stimmen, wie das letzte Wimmern Verzweifelnder, aus dem schwächern Wellengetümmel zum Strande herauf, und die ersten Strahlen der Sonne zeigten uns zwischen den taumelnden Wogen ein hohes Gebäude, wie wir noch nimmer es sahn. Menschen in unbekannter Tracht kämpften auf dem zerberstenden Gebäude wider den

Tod. Sofort glitten zwanzig Rähne ins Meer und die Jünglinge stürzten hinein, die Ringenden zu retten. Auch ich war unter ihnen: denn damals umwallte noch der üppige Lockenwuchs der Jugend meinen Scheitel und mein unbiegsamer Nacken trug ein kühnes Haupt. Wir durchkämpften die tobende Flut; wir drangen hinan, zu dem Gebäude. Jeder Kahn kehrte belastet zurück mit den Geretteten und mit der Geretteten Gütern. Erleichtert wurde bald das Schiff selber ans Ufer geworfen und stand fest, indeß die Wellen immer sanfter und sanfter an ihm hinauf hüpfen.

Staunend standen wir indeß um die Geretteten her: fremd waren uns ihre Gestalten, ihre Kleidung, ihre Waffen. Ihre Worte verstanden wir nicht: wohl aber ihre Blicke, die Gram und Erschöpfung sprachen. Wir wärmten sie an unserm Heerde; wir speisten und tränkten sie mit dem Köstlichsten in unsern Hütten: wie zu einem Volksfeste, drängten sich alle herbei, sie zu trösten. Wir bargen ihr Schiff: wir halfen es ihnen wieder ergänzen. Dankbar breiteten sie ihre gerettete Habe vor uns aus; wir boten die unsre dagegen. Wir nahmen und gaben, und nach zwanzig traulich verlebten Tagen spannten sie ihre Segel auf und kehrten zur Heimath, aber verhiessen, einst wieder zu kehren.

Jahre begannen, verwandelten sich und verschwanden; mit jedem landeten Schiffe voll Fremdlinge an unsrer Küste; immer freundlicher kamen sie, und gingen, vertrauter mit uns. Einst trat ein Greis in sonderbarer Tracht mit ihnen ans Land: sie deuteten uns, er wolle

bei uns bleiben und uns des Auslandes Weisheit lehren. Freudig willigten wir ein. Ich schien mir selbst der Glückliche meines Volkes: unter meinem Dache wohnte der Fremdling; mein Heerd ernährte ihn.

Sanft war die Stimme, mild der Blick des Greises: doch kaum verstand er unsre Sprache, so begann er die Götter zu lästern. Sie seien nicht Götter, sprach er; ein fremder Mann, den sie im fremden Lande getödtet, sei allein Gott. Fremdling, sagt' ich ihm oft, sprich nicht so thöricht. Siehe die Sonne! Täglich geht sie ihren wohlthätigen Gang über uns hin; sie ist das Auge der ewig lebenden Gottheit: nie fehlte ihr leuchtender Blick, wenn der Morgen beginnen sollte. Höre den Sturm, der durch die Lüfte dahinbraust: er ist der Athem der Gottheit. Der Donner ist ihr Wort des Gesetzes, das sie durch die Wolken spricht, und jede Jahreszeit ist eine neue Offenbarung ihrer Güte gegen das Menschengeschlecht und ihrer Macht, ihm wohl zu thun. Fremdling! Ehre deinen gestorbenen Mann, doch lästere unsre Götter nicht.

Zürnend wich der Greis von meiner Hütte. Er ging aus unter das Volk und verkündete seine Lehre, von dem Manne, der starb und allein Gott sei, und daß unsre Götter Scheusale wären. Der Zorn des Volkes entbrannte. Es riß ihn fort in den heiligen Hain, an den Altar, ihn den Göttern zu opfern. Da trat ich auf gegen das Volk: Nicht wohlgethan ist es, das Blut des Gastes zu vergießen, auch wenn er irret. Wähnet ihr, eures Armes bedürften die Götter, seine

Schmähung zu rächen? — Beklagt den Fremdling! Sein Gott konnte sterben: ewig leben die unsern.

Der Grimm des Volkes sank. Wir nährten den Fremdling so freundlich als vormals, und wenn er von seinem Gotte sprach, sangen die Weiber und Mädchen: Fremdling, armer Fremdling, wir beklagen dich! Dein Gott konnte sterben. Ewig leben unsre Götter! ewig segnen sie uns!

Jahre begannen, verwandelten sich und verschwanden: da fanden sich zu dem Greise andre Männer des Auslandes, so freundlich schleichend als er, doch jünger und kühner. Sie wohnten bei uns und bald gingen auch sie von Hütte zu Hütte und lehrten von dem Gotte, der starb, und drei sei und eins, und von einer Jungfrau, die ihn gebahr. Bald lief die Sage, sie hätten manches Weib und manchen Knaben bethört, dem todten Gotte sich zu weihen durch Besprengung und Zauberworte. Wieder ergrimmete das Volk, und wieder stillt' ich es mit versöhnenden Worten: „Weiber, wißt ihr, lieben die Märchen: was ist es, ob sie ein neues sich am Rocken erzählen? Wie bald, ist es veraltet! Die Knaben lasset zu Männern reifen, so verlachen sie das thörichte Geschwätz. Vergießt das Blut der Gäste nicht, doch rath' ich, sendet sie heim übers Meer, ihrem Gott in ihrem Lande zu dienen.“

Mein Rath gefiel den Ältesten; sie nannten ihn weise. Doch ehe die Jahreszeit kam, ihn zu befolgen, da fielen die wilden Sengallen ins Land, verheerten es, so weit sie zogen, und brachen viele unsrer Burgen.

Die Fremdlinge gesellten sich zu uns: nach ihrem Rathe stellten wir den Feinden einen Hinterhalt bei Nacht: wenige nur derselben entrannen. Da sprachen die Fremdlinge: wir wollen euch Festen bauen, die stärker sind als eure Burgen: gestattet uns nur, in ihnen zu wohnen mit euch. — „Nicht also, meine Brüder! rief ich; sendet sie heim.“ Aber die Aeltesten sprachen: „Bauet!“

Als der Sommer wiederkehrte, zogen große Schaaren von Fremdlingen ins Land und errichteten am Ufer der Duna zwei hohe steinerne Festen und wohnten darin. Wieder im folgenden Sommer zogen neue Schaaren ins Land, nisteten sich ein in die Festen und begrüßten den Greis als Herrn des Landes. Der Oberpriester des Auslandes, sagten sie, hab' ihn zum Fürsten gesalbet über uns, im Namen des Gottes, der allein Gott ist und gestorben, und drei ist und eins.

Da faßte mich der Zorn. Ich trat auf unter das Volk, gegen sie. „Genug, rief ich, des thörichten Frevels! Wir bedürfen eures Gottes nicht, der starb; und nicht des faselnden Fürsten, den sein Priester uns salbete, und eurer Festen nicht, die ihr euch zu Thronen erbautet. Von dannen mit euch! Zu den Waffen, meine Brüder! ehe der neue Fürst aus seinen Festen als Räuber hervorgeht und das Land unterjocht!“

So sprach ich. Ach! die bethörten Weiber hatten auch ihre Gatten bethört. Hundert Stimmen erhoben sich gegen mich: Fürst oder Vater: was ist der Unterschied? Unser Vater wird Meinhard sein, dazu salbete ihn der Gesalbte seines Gottes. — „Wie? rief ich,

Männer! seid ihr denn unmündig worden, daß ihr des Vaters bedürftet?" — Die Thörichten deuteten hin auf die steinernen Festen, und nannten sie Wohlthat.

Da rüstet' ich mich mit wenigen Freunden, und mit dem Schwerdt in der Hand gebot ich den Fremdlingen Heimkehr. Sie bargen sich in den steinernen Höhlen; bei Nacht überfielen sie uns. Das Blut meiner Söhne, meiner Freunde floß; es floß ungerächt. Schon so be-
thört war mein Volk, daß es sich unsers Unfalles freute. Tief gebeugt, verwaiset an Kindern und Freunden, ergriff ich die Hand meines greisen Weibes und wanderte aus in die Wüste. Fern von den Gränzen meines Landes, wo ein Wald vom Hügel zum Ufer des Emma = Flußes herabtritt, im Lande der Esthen erbaut' ich eine Hütte mir, beklagte die Blindheit meines Volkes und lebte im Elend.

Jahre begannen, verwandelten sich und verschwanden; mich fanden sie kummervoll und ließen mich so. Da schallte Kunde zu mir: über mein Volk sei unnennbares Elend gekommen; Knecht sei es worden den betrügerischen Fremdlingen! — Schon war der nimmer-schmelzende Schnee des Alters niedergesunken auf meine Scheitel, und mein Arm vermochte kaum noch den Pfeil zu versenden, der den fliehenden Hasen durchbohrt: doch Vaterlandsliebe trug mich empor, und glühend vor Unmuth, wandelt' ich heim in mein väterliches Land. Bei Nacht fand ich die Häupter des Volkes versammelt. Wie ein Rache fordernder Geist der Vorzeit trat ich in die Versammlung. „Gebt Rechenchaft, rief

ich, über das Glück, das ihr von den Vätern empfangt, nun es euren Kindern zu lassen! Gebt Rechenschaft über das Loos, das ihr unsern Enkeln bereitet!

„Wehmuthsvollen, reinigen Blickes senkten die Männer das Haupt. Ich hatte die Felder mit reichen Saaten bedeckt gesehen: — „der Fremdlinge Saaten!“ seufzten meine Brüder. Fette Heerden wandelten auf den Wiesen umher: — „der Fremdlinge Heerden!“ seufzten meine Brüder. Die Burgen unsrer Väter lagen in Trümmern, aber viel steinerne Festen standen im Lande umher! „der Fremdlinge Thronen!“ — Und eure Helden? — „Sie sind gefallen, oder in Ketten versendet über das Meer.“ — Dein Sohn, der muthige Jüngling? — fragt' ich einen Freund meiner Jugend. „Als Knecht fröhnt er in jener Feste!“ rief er, und schluchzend ein anderer: „Meine Tochter als Neze in jener!“

Und als ich weinend so fragte und weinend sie die klägliche Antwort ertheilten, siehe, da zogen in der Entfernung auf hohen Rossen, in blinkendem Erz, zwei von den fremden Räubern vorüber. Wie scheues Wild bebte die Versammlung aus einander. Wannem! Im Schooß ihres Landes, im heiligen Bündesthale unsrer Väter, entflohn die Häupter meines Volkes vor den Blicken der Räuber! Und als der Morgen anbrach, sah ich sie mit scheuen Mienen sich abmühen auf den Feldern derselben; Geißel sah ich schwingen über freie Männer; ich sah —

Der Grimm verschloß dem Greise die Lippen; er drückte die geballten Hände auf die Brust und sah mit

verflagendem Antlitz gen Himmel, indes einzelne Thränen über seine tiefgefurchten Wangen tröpfelten.

Mit ungeduldig flammenden Blicken lauschten die Hörer: doch er vollendete nicht. Er stürzte nieder vor Ymanta, aufs Knie.

Wannem, rief er; als Knabe schon beugt' ich nie meinem Nacken; nach einem Leben voll Ruhm, als Greis, beug' ich die Kniee vor dir. Wannem! Noch einmal erhebt mein Volk sich zum Schwerdt, zur Schlacht! Ich riß es empor! — Ach, seine Führer, seine Helden, sie sind alle dahin! Die Flamme des Verderbens hat sie gefressen! Ymanta, sei du unser Held! Rette mein Volk! Du rettetest das deine zugleich!

Zur Schlacht! Zur Schlacht! rief das versammelte Volk. Mit einer Stirne voll Unmuth erhob sich Ymanta, doch thronte Besonnenheit auf der geschlossenen Lippe. Wohlan, sprach er, wir werden die Speere lüften; wir werden die Verderber suchen, ehe sie zu uns gelangen: wir werden die Wölfe erwürgen, ehe sie in unsre Heerden brechen. Zwar ich sehe es voraus, lange währet der Kampf, und blutig wird er seyn! Doch rüstet euch, muthige Brüder! Ehe zum zweitenmal der Abendstern niederblift, rufet mein Schlachthorn durchs Land.

Lauten Beifall rief das Volk seinem Fürsten und brauste hinweg wie ein Strom, voll Zuversicht auf den Sieg: nie hatte Ymanta das Schwerdt gezogen, als im gerechten Streite, nie es zurück in die Scheide gestoßen, als nach einem Siege.

Aber der Held ging, in trübem Sinnen verloren, den Pfad zu seiner Burg hinan. O Bersimer, rief er, Zersplitterer der Keulen, warum ist der Blitzstrahl erloschen? Warum, mein Vater, zeichnet dein Fußtritt uns nicht mehr den Pfad vor zum Siege, indeß deine Stimme, laut wie der Sturmwind, den Muth der Feinde zerknirscht, den Muth deiner Krieger entzündet? Auf dich sah das das Volk in Gefahren, ruhig wie der Wanderer auf's hohe Felsengestande, wenn die Woge des Meers sich brüllend heranbäumt. Ach, der Sturm hat die Eiche gepflückt und der Fels ist hinabgestürzt in die Flut. Dein Speer schaukelt sich, ein Spiel der Winde, in den Aesten der Eiche und der Hagel donnert in deinen bühnigten Schild über dem Grabe. Wie lange vielleicht, so schlüpfe auch ich unter den Rasen, so hängt mein Bogen ungespannt an der Eiche und jauchzende Knaben hüpfen spielend über mein Grab! — Der Wind liebt, die Lanne zu brechen, die auf der Stirn des Hügel's ihm trotzt, und rauscht unschädlich am Strauche des Thales vorüber. — Ahta! mein blühendes Weib! Wenn du an meiner Leiche wehlagest, möge das Rufen des Volkes dich trösten: Er scheuchte das Verderben von unsern Gränzen zurück!

Zweites Buch.

Ein Tag des Jammers war über Lettgallien angebrochen. Hier sah eine Mutter mit tiefem Schmerz die kriegerische Flamme, die in der Brust ihres Sohnes loderte, aus seinen Augen leuchtete: und was sonst ihr Stolz gewesen war, sein ungezähmter Muth, erfüllte jetzt ihr Herz mit bangem Zagen. Mit hochwallendem Busen sahen die Weiber ihre Gatten Schwerdter schärfen und Speer und Bogen prüfen. Voll schlauer Zärtlichkeit führten sie schweigend ihre Kinder herbei, die Kniee des Vaters liebkosend zu umarmen: — „sollen sie künftig hilflose Waisen seyn?“ fragte flehend ihr Blick. Selber die blühenden Jungfrauen verbargen heute den Jünglingen nicht mehr ihre Zähnen, denen sie gestern noch ihre Seufzer verhehlten.

Nicht so die heldenmüthige Dulderin Aylta. Mit fester, sanfter Stimme sprach Yamanta zu ihr: „Geliebte! Wir ziehen aus zum Kampf für Rechte und Freiheit!“ Da umschlang sie den geliebten Gatten, barg ihr Gesicht an seiner männlichen Brust und weinte lang' und still. Dann, plöztlich erhob sie sich, und küßte sein Gesicht, von manchem feindlichen Streiche genarbt. Mit wehmüthigem Lächeln hieß sie den fremden Greis willkommen in der Burg und eilte, gastfreundlich ihm vorzulegen, was ihr Borrath vermochte. Aber indeß die Männer die Hände erhoben zum Mahl und ernstes Gespräch wech-

selten bei der Schale voll Meth, trug sie selber mühsamen Eifers die Waffen des Helden herbei: den weithin saufenden Speer, das unbesiegte Schwerdt, die Keule, so furchtbar dem Feinde. Sorgsam trug sie alles herbei und stand oft still, das wankende Kind zu betrachten, das ämsig das Ende des schleppenden Speeres faßte, als wollt' es ihn tragen helfen: aber aufmerksam trocknete sie jede Thräne weg, die ihr auf den blinkenden Schild entfiel, oder das gefürchtete Schwerdt. Klagend kamen die Weiber des Volkes zu ihr: selber voll Leid, ermuthigte Nyta sie, und sprach vom Drange der Noth, vom Schutze der Götter und der Freude der Heimkehr; — heimlich doch schluchzte sie.

Sinnend sahen Ymanta und der Fremdling ihr Thun. „Wahrlich ein edel Weib, deine reizende Gattin!“ rief der Greis mit dem flammenden Jünglingsblick.

Die Tugenden ihres Stammes ruhen auf ihr! entgegnete Wannem Ymanta. Sie ist Gersimers Tochter, ist Kaupos Schwester, wie sollte sie nicht edel seyn, vor allen Töchtern des Landes! Als Jüngling noch ward Gersimer einst vom Volke geächtet, und seine Burg, und seine Habe verbrannt. Er wich schweigend und ohne Rache zu suchen aus unsern Gränzen. Da brach Iggauuo, der wilden Esthen Führer, ins Land. Er brauste daher wie ein Waldstrom: Entsetzen flog heulend seinen Schritten voran; hinter ihm blieben Wüsten in Todtenstille zurück. Eilend stürmten die Männer des Volkes zusammen, dem Schrecklichen zu begegnen. Er ging einher vor seinen Schaaren, wie von den Wolkenbrüchen

der Sturm, vor den Donnerschlägen der Blitz. Wie die dürrn Blätter im Herbst zerflieben, wenn der Sturm durch sie hinfährt, begannen schon unsre Streiter zu fliehen: da trat aus dem nahen Walde ein mächtiger Krieger hervor, dem Helden Iggauno entgegen. Sie schlangen die furchtbaren Keulen; die Keulen trafen sich hoch in der Luft und sanken halb zersplittert beide zu Boden. Die Helden umschlangen sich, wie die Meereswoge den Felsen, wie die Windsbraut den einzelnen Stamm, auf der Spitze des Felsen. Weit umher ruhte die Schlacht; Helden standen von fern und bebten. Dreimal hob Iggauno den Helden empor; dreimal wandt' er selber: aber zum viertenmale stürzt' er zu Boden und sein Schädel zerschellte im Sturz an dem knotigen Eichstamm. Wie scheue Elenthier, wenn das Jagdhorn erschallt, flohn seine Schaaren in Esthlands Wälder zurück. Gersimer hatte die That vollendet und wandte den Schritt zurück in die Verbannung: aber das Volk flehte zu ihm und ließ nicht nach, bis er blieb und Wannem ward an seines Nechters Stelle, den Iggaun's Schwerdt erschlug. Ein Sohn seines Feindes war übrig geblieben, ein Knabe, der doch im Gehn an die Wand sich lehnte und unsichern Schrittes vom Schooß der Mutter schwankte zum Schooß der Warterin. Gersimer nahm den Knaben zu sich, und ward mir Vater und gab mir die blühende Tochter zum Weibe.

Würdig dieses Erzeugers zeigte Kaupo sich frühe. Der mächtige Geist des Knaben blickte hervor durch die Anmuth der Kindheit, wie die aufgehende Sonne durch

das junge Frühlingslaub des Haines. Schon an den Brüsten der Mutter scharret der junge Bär ergrimmt den Nasen auf, wenn Thiere niederer Art ihr Bedürfniß noch durch Winseln erlehen. So war Kaupo. Bei den Spielen befahl er: viel ältere Knaben wichen ihm, obgleich unwillig, im Wettlauf, im Ringen, im Werfen der Speere. Streitbare Männer, dachten sie sich, wozu dieser Knabe dereinst sich entfalten würde, fühlten sich klein und beugten sich im Geiste vor dem künftigen Helden. Greise, die ihre Jugend priesen, sprachen: „wir waren wie Kaupo!“ und sangen die Mädchen das Lob des Heldenmuthes und der Stärke, so blickten sie auf ihn.

Wir träumten, frühe Gespielen, zusammen die lieblichen Träume der Kindheit, und jeder lichtere Gedanke, der in die Seele des einen fiel, spiegelte sich wieder im Geiste des andern. Wir spielten zusammen die Kämpfe des Knabenalters; stärker war er, gewandter ich. Als aus der blühenden Natur der rege Geist der Liebe zu unsern Herzen sprach, war er mein Vertrauer, und ich der seinige. Treulich gesellet bestanden wir die Gefahren, durch die der Jüngling zum Manne gegreift wird; wir durchstreiften die Wälder zusammen, die Fährte des reizenden Wolfes zu suchen und das einsame Lager des Bären; wir zogen zur Schlacht mit einander. Oft traf den Einen der Pfeil des Todes, wandte der Andre ihn nicht. Daß ich noch lebe, ihm verdank' ich es; daß er noch lebt, wenn er lebet, mir ist er es schuldig.

Als Bersimer starb, standen wir beide, wie zwei Stämme aus einer Wurzel erwachsen: doch ihre Wip-

fel trennen sich. Auf uns beide sah das Volk, als es zur Wahl des neuen Mannem sich sammelte. Gleich waren die Stimmen getheilt: doch als die Waidelotten das heilige Pferd zur Entscheidung jetzt führten, umarmten wir beide uns vor dem versammelten Volke und schworen uns, Brüder zu bleiben, falle das Loos wie es wolle. „Nicht also!“ rief Subar, der greise Oberpriester; fast ein Jahrhundert hat er gesehen, und kennt die Wege des menschlichen Herzens. „Nicht also,“ rief er, mit der scheuen Furchtsamkeit des Alters. Zwei Männer wie ihr in Einem Volke, sind zwei Weisel in Einem Stocke, zwei Häupter auf Einem Nacken. So lang' euch Freundschaft vereint, werdet ihr ein Segen seyn eurem Volke: doch werdet ihr uneins, so zertrümmert ihr das Vaterland. Berauschet Eifersucht die Führer, so taumelt das Volk. Schwört, wen der Ausspruch der Götter nicht wählt, der wolle auswandern in die benachbarten Gauen, bis das Bedürfniß des Volkes ihn ruft. „Schwöret!“ rief das Volk, und traurig schworen wir. Die Priester spannten die Kette des Schicksals von Perkuns heiliger Eiche bis zur Fichte des furchtbaren Pikel. — Das geweihte Roß schritt über sie hin; mich ernannte sein Ausspruch und Kaupo entwich zu den Iiven, zu Azo, Thoraida's muthigem Mannem. Keine Kunde erschallte seitdem zu mir: doch jede genußvolle Stunde, die Ahtens Liebe mir schenkt, erinnert mich des Busenfreundes; jeder Zug seines Gesichts, den sie auf meine Kinder verpflanzt, macht mir die theurer. Sprich, feuriger Greis, wo fiel der Held? Er hätte die Schmach

nicht geduldet von des Auslandes Bühnen. Sein stolzer Geist haßte die Stolzen und war gegen Härte unbiegsam, wie seine Keule: nur von dem linden Rosen des Lobes, nur bei dem lauen Frühlingshauche der Schmeichelei schmolz seine Seele.

Aber der Greis senkte das Haupt, und Thränen rannen nieder in die grauen Locken des Bartes. „O, daß er gefallen wäre! brach er mit Hestigkeit; daß wir sein Grabmaal sähen im Haine: es wäre dem Volk ein heiliges Dentmaal, denn groß waren Kaupo's Verdienste! — Wannem, ich selber, ich bin der jammervolle Azo, bestimmt den Untergang seiner Kinder zu sehn, und aus seinem Hause den Brand hervorgehn, der das Wohl seines Volkes verzehrt hat. Meine Söhne fielen im Kampf für die Freiheit; ach! mein Tochtermann, Kaupo, verräth sie! — Er ist Genosse der Fremdlinge worden. In ihren Festen wohnt er; an ihren Mahlen, die sie raubten, schlemmet er mit ihnen! — O, daß ich leben mußte, dir es zu verkündigen! — Er hat den Göttern seines Vaterlandes entsagt; sein Weib hat er verstoßen, und eine Fremde in die Burg meiner Väter geführt. Er ist's, der den Fremdlingen jeden schützenden Schlupfwinkel des Landes verräth und jeden Plan, den wir für die Freiheit entwerfen. Ohne ihn — vielleicht wäre die Brut des Auslandes längst schon vertilget.

Wie der Wanderer — fernher trug ihn sein Schritt zurück in die Heimath; am frühen rosigen Morgen erblickt er die langersehnte Hütte. Freudig lächelnd öffnet er leise die Thür und schleicht leise durch die Gemächer

ans Lager der blühenden Gattin und ihres Säuglings, mit unerwartetem Ruß sie zu wecken; — er nahet, und findet sie beide erwürgt, schwimmend in eigenem Blute; — wie der Wanderer erbleicht, und mit sträubendem Haare dasteht, und nicht Athem findet in der gepreßten Brust, sein Wehe! zu rufen: — so stand Ymanta und starrte dem Greis ins traurig ernste Antlitz, als er die Schmach des Inniggeliebten vernahm.

Bald kehrte die Fassung des Helden zurück. Mild faßt er die Rechte des Greises und führt ihn seitab, daß nicht Aytä ihn höre, und sprach mit stoekender Stimme: „Erzähle, muthiger Greis, erzähle! Wie gelang es den Fremden? — Wahrlich, da Rauvo fiel, kaum trauf ich mir selber! Aber erzählet!“ Mühsam begann der Greis:

Der freundlich-schlaue Bösewicht, Meinhard starb. Endlich von seiner Beihörung befreit, frohlockte mein Volk und gebot den Genossen des Buben Entfernung. Wenig waren ihrer; die meisten waren auf kurze Frist zurückgekehrt in die Heimath. Sie versprachen zu weichen, sobald ihre Schiffe erschienen; doch aus diesen Schiffen stieg ein neuer Obermönch ans Land, „gekomen, sagt er, unter uns als Vater zu wohnen!“ und eine wilde Kriegerschaar, in Eisen gehüllt, stieg mit ihm ans Land.

„Bist du als Vater gekommen, sprachen meine Brüder, wozu diese drohenden Haufen? Willst du dir Kin-

der unter uns gewinnen, wohlán, versuch es mit freundlichen Worten, nicht aber mit Schlägen.“

Der stolze Priester schmähte und drohte mit Strafen und setzte die Saaten in Flammen: da griffen die Iiven zum Schwerdt und die Schlacht begann, aber die Nackten zertrat der eiserne Fuß der Fremden. Ach, unsre Schaaren begannen schon zu fliehen: da traf Perkuns Rächerhand den räuberischen Tyrannen. Ein Blitzstrahl scheuchte sein Pferd dahin, wo Kaupo fast allein noch kämpfte: ein zweiter Blitzstral, traf Kaupo's Streitart ihn, er stürzte zu Boden. Wehklagend erbatén seine Streiter den Leichnam sich. Sie schickten Gesandten zu uns, die Speere des Friedens zu wechseln und zogen zurück übers Meer: nur wenige blieben im Bezirk der steinernen Feste, das Grab des Gefallnen zu hüten. Noch einmal glaubte das Volk sich befreit und feierte Mahle der Freude, doch schonte es, des Friedens eingedenk, der überbliebenen Fremden, und nährte sie.

Die Zeit der Erndte war's im folgenden Sommer, da wehklagte die Sage durchs Land, ein neuer Schwarm der Feinde nahe der Küste. Muthig warfen die Schnitter die Sichel hin, ergriffen die Speere und eilten hinab an das sandige Ufer der Düna. Schon waren die Räuber gelandet, schon hatten die Verschonten ihnen die Feste aufgethan und lange eiserne Reihen drohten auf den Wällen.

Sie verkündeten — O, der Schmach! — der gesalbte Oberpriester verzeih' erbarmungsvoll uns des vorigen Fürsten Tod und send' uns einen neuen. Welch

ein Mensch, dieser neue! Der erste beschlich uns mit der List einer Schlange und umwand lächelnd uns mit unauflösslichen Ketten. Mit der Wuth des hungrigen Wolfes stürzte Berthold auf seine Beute; doch dieser Albert gleicht dem Luchse: er schleicht und mordet zugleich.

Mit freundlichen Worten kirt' er die armen Betrogenen: nach manchem vergeblichen Kampfe wechselten sie die Speere des Friedens mit ihm, ihre Erndte zu sichern. Er lud die Häupter des Volks zum Gastmahl in seine Burg. Sie kamen voll redlicher Zuversicht, da schlug der treulose Barbar sie in Fesseln. Ihre Kinder, verlangt' er, sollten sie lösen, sollten Bürgen des Friedens werden, statt ihrer. Weinend brachten die Mütter die Inniggeliebten herbei, die Gatten und Väter zu lösen: plötzlich spannet der Schändliche seine Seegel auf, und wie der Geier das zarte Lamm, entführet er die hilflosen Kinder über das Meer, indeß die Mütter am Ufer stehen, ihr Haar zerrausen und mit lautem Jammer der Hoffnung ihres Lebens ein überhörtes „Lebewohl!“ rufen.

Mit den Kindern entführet' er Kaupo, zum schmachlichen Tode wäunte das Volk: aber er hatte viel Anderes im Sinn mit dem Helden. Zum Oberpriester des Auslandes führt' er ihn: mit Zauberworten behört ihn der und salbte ihn, verkündet die Sage, zum Könige des Landes. Er vergiftete ihn, sein Volk zu tödten durch ihn. Taumelnd vom Rausche der Herrschsucht und der Ruhmgier, kehrte Kaupo zurück: und am schrecklichsten wüthet jetzt er gegen sein Volk. Er zog mit den Krie-

gerschaaren des Bischofs durch das Land. Ward ihm eine Burg geöffnet, so verjagt' er den Besitzer und gab sie einem Fremdlinge ein; die verschlossenen erstürmt' er und zerstörte sie. Betäubt vom Entsetzen, wie eine Heerde, deren schützender Hüter plötzlich vom Wahnsinn der Blutgier ergriffen, selber würgend unter sie stürzt, duldet bis jetzt das Volk, und wagt kaum Klagen. —

— Ja, Zwiespalt zerrüttet es! Nicht wenige hangen an dem Verräther, der sie zu Sklaven verkauft.

Uzo schwieg; Ymanta faßte die Hand des Greises noch einmal: „Du täuschest mich nicht! Wahrheit trauert in deinem trüben Blicke. — Ach, Kaupo! bitter ist's am Grabe der blühenden Gattin oder des reisenden Sohnes zu trauern: bitterer noch über den verlorenen Werth dieses Freundes, der unser Stolz war!“ — Ach, Kaupo, Freund meiner Jugend! „ — So sprach der

*) Anm. Wer weiß, ob nicht einmal künftig ein Nachkomme Kaupo's — von dem unter Anderm die Fürsten Lieven ihren Ursprung herleiten — sich seiner besondern Pflichten in Bezug auf die Eingebornen Liv- und Kurlands erinnern, und dadurch wiederum ein Stolz des Landes werden wird! Allerdings ist so Etwas nur einer geistig hervorragenden Persönlichkeit möglich. — Unter den übrigen baltischen Adelsfamilien giebt es einige, die schon dem Wortklange nach estnischen (üks = küll) oder lettischen Ursprungs sind (kolsch kul). Doch giebt es wol mehr Adelsfamilien mit rein deutschen Namen, die dennoch rein lettischen (Keningarten) oder estnischen Ursprungs sind. In Kurland wurden bei der Volkszählung 1834 auch den Letten deutsche Namen gegeben, die gar nicht deutsch verstehen.

Der Herausgeber

Held, und schärfte sein Schwerdt. — „Wohl mancher Ruhm gleicht dem schimmernden Kreise, der in der Herbstnacht den strahlenden Mond umgürtet: er wächst und wächst, bis er in Regen zerfließet oder in stäubenden Schnee!“ —

Noch stand die Sonne des zweiten Tages hoch in dem Gewölbe des Himmels und blickte heiße Mittagstrahlen herab, da tönte Dmantas Heerruf vom Hügel seiner Burg; ihm antworteten die Hörner der Herolde. Durch ganz Lettgallien tönte der Ruf von Hügel zu Hügel. Die Weiber und Mädchen erblaßten, aber die Männer und Jünglinge rissen sich muthig empor zu den Waffen. Noch einmal führte die Gattin dem Gatten all' ihre Kinder entgegen: er küßte jedes mit weichem Gefühle noch einmal und wieder noch einmal, flüsterte der Gefährtin seines Lebens mit unsicherer Stimme leise Liebesworte zu und stürzte hinweg aus der Hütte, um nicht länger ihre Zähren zu sehn. Greise Eltern drückten die muthigen Söhne in den Waffenrüstungen noch einmal an ihre Brust und folgten den Forteilenden von ferne, so weit ihr matter Fuß sie trug. Aus jeglicher Hütte Lettgalliens schritten kraftvolle Streiter hervor, aus jeglicher weinte ihnen bange Besorgniß nach.

Die Sonne sank, der Abendstern blinkte hervor über dem Walde: da rasselten Massen hervor aus dem Walde, herab von den Hügeln, herauf aus den Thälern. Brüderlich begrüßten die Streiter sich und schritten hin

zu der Burg Ymanta's und ordneten sich um den Helden, jeglicher im Geist ein Held.

Feierlich zogen die Waidelotten herauf aus dem heiligen Haine. Sie hatten geopfert: Perkun einen tadellosen Stier, der gestern noch als Herr der Heerde einherschritt; Nifoll ein weißes Mutterpferd und einen wühlenden Eber. Glückliche Zeichen verkündeten sie dem Volke: hervorgeströmt war das Blut aus der kleinen Wund' am Halse der Opfer; die verzehrende Lohe war hell und wirbelnd empor gestiegen, und als sie stieg, rauschte lebendiger Wind durch die Wipfel der Eichen.

Das Mahl ward geordnet auf der Ebne beim Licht des Mondes und der flammenden Harztonnen des Hügels, und nach dem Mahle sanken die Krieger zur kurzen Ruhe ins Gras: aber als die Morgenröthe im Osten zu blicken begann, rief Ymanta's Heerhorn zum Zuge. Muthig sprangen die Streiter auf und ordneten sich. Ymanta schloß die blühende Gattin an seine Brust und ihren lallenden Säugling. „Die Götter, sprach er, verheißen glückliche Rückkehr, aber Uyta, kehrt das Heer ohne mich: Gersimers Tochter, erziehe den Sohn mir zum Helden des Volkes!“ Ymanta, flüsterte sie mit strömenden Zähren: Eh' ich des Säuglings Mutter war, war ich Deine Gattin! Ich folge Dir in den Tod! — „Nicht also, Tochter des Helden! entgegnete Ymanta.

Sei Mutter dem lebenden Sohne, was auch die Sitte gebietet: was nützte dein Tod dem gestorbenen Gatten? — aber die Götter verheißen glückliche Heimkehr!“ — So sprach Ymanta; im Herzen dacht' er gar anders:

Todesgedanken umschwebten ihn. Schluchzend sank Ahta an seine Brust und blickte flehend gen Himmel.

Die Heerschaar brach auf; Ymanta in erster Berathung mit Azo, voran, Finster und schweigend zogen die Letten hin, wie Rachegepenster; wie Hagelgewölke — bald entladet der Sturm sie und entschüttelt ihrem Schooße Verderben, — zogen sie hin durch die thauende Nacht bis an den brennenden Mittag; nach kurzer Rast in einem Haine, muthiger zogen sie hin dem Abend entgegen und wieder dem Morgen. Als die Sonne zum zweitenmale sank, deutete Azo auf einen Wald, aus dem dünne Rauchsäulen, langsam sich zu Wolken gestaltend, empor stiegen. „Dort!“ sprach er wehmüthig, und eilte voraus.

Wenn ein Orkan über die Erde dahinrauscht, Schutthaufen zurückläßt, wo Städte standen, — wo Flotten segelten, ein Gewimmel schaukelnder Trümmer; — wenn der Würgengel der Pest sein flammendes Schwerdt über einem Lande schwingt, daß eine Generation unter den Rasen verschleife, wie Regen in durstigen Sand: Jünglinge schleichen verdrossen einher, wie lebenssattre Greise; Freunde und Liebende blicken sich scheu an, als sähen sie Gespenster wandeln; statt des geschäftigen Gewimmels der Thätigkeit zieht ein nie endender Leichenzug durch die Straßen der Städte und Sterbelieder ertönen von Mitternacht zu Mitternacht. Mancher, der den Vater zur Gruft begleitet, stürzt leblos selbst hinein,

und wer jetzt mit gebrochener Stimme der sterbenden Mutter den Todtengesang anstimmte, über den selbst singt ihn die nächste Stunde oft. — Schreckliches Schauspiel! Das schrecklichste ist es nicht! Der Menschenfreund weint bei ihm der Nichtigkeit des menschlichen Lebens eine Thräne und trocknet sie ab: doch nimmer verstummt seine Klage bei dem Anblick eines tyrannisch zertretenen, herabgewürdigten Volkes. Wenn ein Geschlecht nach dem andern in Fesseln geboren, zu Fesseln erwächst, aus Fesseln herabsinkt ins Grab; wenn der Vater dem Sohn und dem Urenkel kein Erbtheil zu lassen hat, als namenloses Elend und den Stempel erzwungenen Sklavensinns: wer diesen Jammer sah und ein fühlendes Herz im Busen trägt, nimmer entweicht er mehr vor dessen trauernder Seele. — Tioland! Seit einem halben Jahrtausend entehrt das Schauspiel dich, und nur wenige deiner Bewohner fühlen noch, wie ehrlos es ist. — Ein trauriges Vorspiel war es, was Azo gewahrte, als er den Hain betrat.

Zur Berathung hatten sich die Aeltesten des Livischen Volkes der mißtrauischen Aufsicht der Tyrannen entstohlen: doch wie sie da saßen in ihrem heiligen Haine, auf Haufen von Trümmern, aufgerissenen Gräbern und gefällten, schon modernden Stämmen, schienen sie eine Gruppe klagender Geister. Mancher öffnete die Lippe zum klüglich eronnenen Rathe und fand statt der Worte nur Seufzer: Klagen wechselten sie; statt muthiger Beschlüsse. Wie hilflose Kinder am Sarge des Vaters, ohne den ihnen das Leben eine Wüste, was es

Süßes darbietet, unerreichbar ist, und ach! ihre herzzerreißendsten Klagen erwecken ihn nicht! — wehklagen hier die Häupter eines vor Kurzem noch muthigen Volkes um die verlorne Freiheit: da trat Azo stürmenden Schrittes in ihre Mitte.

Zürnend flammte das Auge des Greises im Kreise umher. Unwürdige! rief der Held der Vorzeit; so find' ich die Berather meines Volkes, die eine unermessliche Schmach zu rächen haben? In weibischem Weichmuth find' ich euch versunken? Aus jeder dieser Trümmer sollte ein Blitz in eure Herzen schlagen und euch entflammen! Auf zu den Waffen! Seid ihr Männer: auf zu den Waffen! — daß nicht Ymanta, daß sich die Bundesgenossen eurer nicht schämen!

Noch sprach er, noch staunten die Versammelten zu dem wunderbaren Greise empor: da rauschten von allen Seiten kraftvolle Schritte durch den Hain und muthiges Waffengetöse. Die Heerschaar der Letten erfüllte den Hain: ihre Wehren blitzten im röthlichen Schimmer der Leuchten. Vor ihr stand in männlicher, würdevoller Schönheit der Held Ymanta: so erscheint dem Eingekerkerten in Träumen ein rettender Genius: sein Blick schon ist halbe Erlösung. Doch Azo begann:

Wannem, sieh um dich her! Die Steinhäuser sind Trümmer von Altären. In diesen offenen Gräbern ruhen die Gebeine unsrer Väter: entweiht durch die Hand der Räuber, bleichen sie jetzt auf den Wiesen zerstreut. Diese blassen, muthlosen Gesichter gehörten einst freien, kraftvollen, edlen Männern. Ihre Rücken verbergen jetzt

schimpfliche Geißelstriemen. Wannem, und ihr versammelte Streiter! — Uns erreichte die Wolke des Verderbens schon; euch donnert sie nah am Rande des Himmels: aber sie ziehet herauf!

Ruhigen Blickes entgegnete der Held Ymanta: Wozu, feuriger Greis, uns die Seelen erregen? Kalte Besonnenheit fordert unser Unternehmen. Siehe, als ich daheim das Schicksal deines Volkes vernahm und die Frevel der Fremden, da schwor ich mir: Kehr' ich heim, ehe diese Räuber flohn oder fielen, so sende Perkun strafend seinen Blitz auf meine Scheitel herab; so werde mein Leichnam eine Speise, welche Raben und hungrige Wölfe verschmähen! So werde mein Name den Enkeln ein Abscheu und meinen Kindern mögen Sklaven ins Angesicht speien. So schwur ich damals mit siedendem Blute. Jetzt bin ich ruhig, aber fest steht mein Entschluß! Mit ihm geh' ich zur Rache!

Rache! riefen die Letten und schlugen klirrend ihre Schwerdter zusammen. Rache! riefen die wieder ermutigten Liven: Rache! wiedertönten der Hain und die Hügel umher. — Sofort erklangen die Hörner des Krieges und von der Spitze der Hügel flatterten rufende Flammen empor. Bald antworteten aus der Nähe und aus der Ferne kriegerische Hörner und flatternde Flammen: weiter und weiter hin durch das Land der Liven blitzten die Zeichen des Krieges auf allen Hügeln empor. Das Volk griff zu den lange ruhenden Waffen und eilte aus allen Knylegunden herbei zum heiligen Haine, wo Ymanta's Schaar des mühseligen Zuges bei den Freu-

den des Mahles vergaß. Jedem nahenden Haufen schallte laut und freudig der Heerruf: „Dmanta!“ entgegen, und „Wannem Dmanta!“ antwortete jeder und grüßte den Helden als Feldherr, die Hand auf den Nacken gelegt. Und als die Sonne die letzten Strahlen über die Erde blizte, ging er mit einem Heere aus dem Thale des Haines hervor, und als er hinzog, stießen aus jedem Walde, an jedem Hügel neue Schaa- ren zu ihm: das ganze Volk strömte zusammen. Aber der Ruf des nahenden Krieges schallte von Burg zu Burg und die räuberischen Fremdlinge bebten.

Beflügelten Schrittes, voll Durst nach Kämpfen, zog die Heerschaar dahin, den Tag durch und weiter in der thauenden Nacht. Jetzt da die Sonne wieder ihr von Strahlen unlocktes Haupt am Rande des Himmels erhob, standen sie am Rande des letzten Forstes, der von den Hügeln an das sandige Ufer der Düna herabtritt. Hier hemmte Azo plötz- lich den Schritt des lettischen Helden und deutete nieder ins Thal. Sein Mund schwieg, aber sein Auge flammte Verwünschungen.

— Ein kaum sichtbares Wölkchen hängt oft auf des Tafelbergs Spitze: Unerfahrene bemerken es nicht, aber es ist das Ei des Orkans. Ein Augenblick, und es verhüllt, eine mitternächtl- ich = schwarze Decke, das weite Gewölbe des Himmels, und der Sturm rast fort, die Erde zu verheeren. So lag Riga da, von engem Bezirk, von wenig Bewohnern durchirrt, aber der Mittel-

punkt der Deutschen Macht und ein Quell unsäglichen Elends allen Ländern umher. Wo seine Mauern jetzt trohten, lag seit Jahrhunderten ein Dorf livischer Fischer und Ackerleute. Eines Morgens wandelte Bischof Albert mit seinen Genossen durch dasselbe hin und sang Lobgesänge der Gottheit, und kündigte dann den friedlichen Bewohnern an, auswandern müßten sie aus der Heimath, er habe zur Stadt sie geweiht. Unfähig sich zu beschützen, brachen sie wehklagend ihre urväterlichen Hütten, und flehten den Himmel um Rache: aber der Fremdling thürmte seine Stadt.

Voll trüben Nachdenkens sah Dmanta hin auf die Stadt, und seine Seele füllte die Größe seines Berufs, der Rächer freier Völker zu sein. Zur ernstern Betrachtung sammelten sich um ihn die Ältesten der verbundenen Völker. Viel zweifelnde Worte wurden gewechselt. Muthig riethen manche zum Sturm; furchtsamer andere, den Feind durch Hunger zu zwingen. Schweigend hörte lang' Dmanta sie an und wog indeß die Kräfte seines Heeres und die Kräfte der Feinde. Hohe Mauern umzogen die Stadt, doch klein war ihr Umfang und leicht zu umringen. Wenig waren der feindlichen Streiter, aber sie zogen in Eisen verhüllt zur Schlacht: nur weiche Gewänder, jedem Angriff leicht zu durchbohren, umhüllten die Liven und Letten.

Lange wählte Dmanta und wog, verwarf und wählte wieder; doch jetzt erhob er sich zur Entscheidung.

Mit feierlichem Ernste lauschte die Versammlung und lauschte das Heer, bereit in den Tod zu stürzen, wenn er es geböte. Also sprach er.

Uzo, muthiger Greis! Nimm zwei Männer deines Volkes zu dir und steig hinunter ins Thal, in der Fremdlinge Burg. Sag' ihnen: müde ihrer tyrannischen Frevel habe dein Volk sich versammelt, Rache zu finden, oder den Tod. Sag' ihnen, sie müßten fliehn oder sterben. Zwei Tage geben wir ihnen Frist, ihre Habe auf die Schiffe zu bergen: doch wenn sie am dritten ihre Seegel nicht spannten und jene Feste und jede im Lande räumten, müßten sie jeglichen Mann dieses Heeres erwürgen, oder das Meer werde ihre Leichname zur Heimath wälzen. Muthiger Greis! Fordre das Heil deines Volkes, wie du es einsehst. — Aber zwei Drittel des Heeres legen indeß die Waffen nieder und schwingen die Streitart gegen den Forst. Schlagt ihn zu Boden, spaltet die Stämme und bildet leichtbewegliche Lasten. Mit Flammen wollen wir das Vipernest umlagern: in den Wogen der Glut erstürmen wir es! —

Lauten Beifall jauchzte das Heer und griff jubelnd zu den Aexten. Noch hatte Uzo nicht mit seinen Begleitern die Burg erreicht, da wiederhallte der Forst von tausend und tausend kräftigen Schlägen und das Krachen der stürzenden Stämme donnerte über die Ebene hin.

Drittes Buch.

Sei mir begrüßet, Riga, heilige Heimath! Alles, alles umschließeſt du, was einſt mir den Traum meiner Kindheit verſchönte, alles, woran das Herz, im Jünglingsalter, ach! mit ſo warmen Gefühlen hing! Alles, deſſen dereinſt ich als Greis nie ohne Thränen gedenke! — Sei mir begrüßt im Geiſte, heilige Heimath! Nennſt dich die Lippe, immer antwortet ein Seufzer ihr aus der gepreßten Bruſt! — Nicht Thaten des Leichtſinnes oder der Boßheit verſchließen mir deine Thore! — O, wär' es dereinſt mir als Greis nur vergönnt, in deinem Schooße das lebensſatte Haupt zur nimmerendenden Ruhe zu ſenken! —

Nicht wie es jetzt prunkend, eine Fürſtin unter den Städten, am Geſtade der breitwogenden Düna thront, — gefüllt mit den Schätzen des Handels, der eifrig irrt von Küſte zu Küſte, jede ſegnend; — mit den edleren Schätzen des ſinnreichen Kunſtflleißeß, der ſelber erfindet und bildet, was jener nur eintauscht; — gefüllt mit dem edelſten, erhabenſten Reichthum der Staaten, mit Bürgern von thätiger Hand, redlichem Herzen und hellem, gebildetem Geiſte: nicht ſo lag Riga da, als Livlands Held, Dmanta, zu ihm heraufzog, und Azo's forſchende Blicke es durchflogen. Wenige, ärmliche Hütten, die Wohnungen rohen Elendes, lagen auf einem kleinen Bezirke zerſtreut. Nur der Sitz der ſchlemmen-

den Mönche, der Dom, erhob sich trotzig und glänzend. Eine kleine Anzahl elenden Gesindels — eine Pfüge, welche die Woge der Kreuzpilger zurückließ, da sie wieder hinüberrollte nach Deutschland, — durchwandelte enge schmutzige Gassen. Selber Albert, der Bischof, war heimgekehrt mit dem Heere, ein neues zum Norden zu kaufen, für seine erlogenen Schätze des Himmels. Kunz Meindorp, sein erster Basal, mit Vleskole belehnt, herrschte statt seiner als Burgvogt, und Dietrich, der listige Mönch von Thoraída, als Abt. Die Kunde des hinziehenden Heeres hatte die Ritter und Waffenknechte aus allen Festen des Landes, aus Holme, Vleskole, aus Lennwarden und Ascheraden, zur Stadt gescheucht. Ihrer waren nur wenig: doch Raupo war in ihrer Mitte und galt ihnen ein Heer.

Seit Jahren schon gewohnt, in den Liven geduldiges Lastvieh zu sehn, in Menschengestalt, staunten die Deutschen die Gesandten unwillig an. Frevel dünkte es sie und Aufruhr, daß die Herren des Landes sich unterwanden, Botschaft zu senden: doch Uzo's ernster, feurriger Blick, wie der Greiß verachtend dahinschritt, gebot Ehrfurcht. Wohl manche der Deutschen kannten den Furchtbaren noch, der einst mit dem Schwerdt in der Hand sie, trotz ihrem Panzer, zu zittern gezwungen. „Lebet der Schreckliche noch?“ riefen sie schüchtern einander zu. „Hat ein feindseliger Dámon ihn aus dem Grabe ge-

rufen, uns zu verderben?“ Vor allen der schlaue Mönch von Thorida erkennt' ihn mit Entsetzen und folgt' ihm eilend zur Wohnung des Burgvogts. Mit ihm wogte das Volk, voll banger Neugier.

Kunz Meindorp, der Burgvogt, empfing die Gesandten mit trotziger Miene: aber die Unruhe seines tyrannischen Herzens verzerrte sie oft. Neben ihm stand Daniel Bannerow, der feige Meuchler von Lennwarden, und Dietrich, der listige Mönch von Thorida; um sie der Troß von Waffenknechten und Pfaffen.

Mit stolzem, verachtendem Blicke betrachtete Azo sie, der Greis mit dem flammenden Jünglingsauge. Also sprach der freie Mann für das Glück seines freigebornen Volkes:

„Fremdlinge! Wissemmes Volk ist erstanden, sein Recht zu bewahren. Es hat beschlossen, es hat geschworen, wieder Herr zu sein seines Landes; wieder sicher zu ruhn in seinen Hütten und Burgen; selbst zu sammeln die Erndte seiner Aecker, zu befishen die Ströme seiner Gränze. Unvermischt mit euren Greueln, will es heilig fortan den Göttern dienen, die es segneten, von seinen frühesten Urvätern an, bis auf den Tag, da es thöricht euch wohlthat. Gebt uns Geißel für unsre Kinder; räumt die Festen, mit denen ihr uns betroget, und hinab zu euren Schiffen, hinweg mit euch aus unsern Gränzen, ehe die dritte Morgenröthe blinkt! Wie der Sturmwind die Spreu vor sich herjagt, wirft euch sonst der Grimm des versammelten Volkes ins Meer; es wälze eure Leichname zur Heimath.

Bestürzt ob der Reckheit der Botschaft, sahen die Versammelten schweigend sich an, einer im Auge des Andern Trost suchend und Muth. Vor allen mit glühendem Gesichte und mit Gebärden der Muth, stand Kunz Meindorp da und schwieg, wie ein dunkelrothes Gewittergewölke, eh' es die Blitze versendet. Zwei Gedanken bewegten die Seele des Tyrannen im Herzen: ob er die Boten erwürge? Ob er mit höhnischer Antwort zurück sie sende? — Für unmächtig hielt er das Volk der Liven, für leicht, es zu zertreten. Aber der erste Gedanke gefiel seinem blutdürstigen Sinn. Schon streckt' er die Hand zum Schwerdt, das Zeichen des Mordens zu geben, siehe da stürzte mit bleichen Wangen ein Waffenknecht in die Versammlung. Athemlos stammelt er Botschaft: „Mit unzähligen Kriegern sind die Lannenhügel bedeckt; viele gerüstet zum Streite, mehrere noch emsig bemüht, den Forst von den Wurzeln zu stürzen.“ Kunz Meindorp zog erblassend die Hand zurück vom Schwerdt.

Biel sprach er nun von Wohlthaten, die sein Volk den Liven gespendet, von der Schenkung des Papstes, von Freundschaft und alten Verträgen. — Doch Uzo entgegnete rasch:

Wohl ziemt es euch, von Verträgen zu sprechen! Ihr seid Meister darin, doppelsinnige Verträge zu schließen und sie doppeltsinniger zu mißbrauchen. War es nicht ein Vertrag, durch den ihr das Recht erwarbet, Festen zu bauen im Lande? Den fünften Theil einer jeden bedangt ihr euch aus. Ihr habt sie alle; ihr

habt sie ganz und lastende Fessel für uns schuft ihr aus ihnen. War es nicht ein Vertrag, der unsre Helden in eure Hände lieferte? Ihr schlugt sie in Fessel. Ein Vertrag, der ihre Kinder euch übergab, sie während eines Jahres zu bewahren? Sechsmal ist jetzt die Jahreszeit wiedergekehrt, in welcher ihr über das Meer sie entführtet, im Auslande Sklaven zu sein.

Daniel Bannerow nahm das Wort und sprach mit scheinheilig = edler Miene: „Brachen wir jemals einen Vertrag, so geschah es nothgedrungen und mit unwilligem Zögern. Seid uns aufrichtig Freunde, und nehmt den Handschlag edler Treue als Bürgschaft des Friedens.“

Finsternen Blickes, mit schwellendem Zorn rief Azo: Schändlicher! Du wagst es, von edler Treue zu sprechen? Noch rauchen die Trümmer von Kufenois; noch liegen die Leichname der Russen da, ein Raub gefräßiger Raben und Wölfe: deine edle Treue erschlug sie mitten im Frieden. Einen Bund schlossst du mit Wiásceka, dem Fürsten, auf ewigen Frieden. In der folgenden Nacht erstiegen deine Waffenknechte die Burg, erschlugen die schlafenden Krieger und zündeten die Burg an. Jammernd entfloh Wiásceka und sah vom andern Ufer der Dúna die Burg seiner Väter in Trümmer zerfallen, indeß du, Feiger, aus dem Hinterhalte hervorgingst, zu theilen, was deine Knechte geraubet.

Daniel Bannerow schlug beschämt die stumpfen Blicke zu Boden, doch Dietrich, der listige Mönch von Thoraida, begann, mit gefalteten Händen: Immer, Azo, immer entzündest du, flammender Geist, dein Volk

gegen sein eigenes Heil und gegen uns, die gekommen sind, es zu verkündigen. Schon ehemals, da Meinhard — Heiliger, bitte für uns in deiner Glorie! — noch mit uns wandelte und litt, hab' ich lange Nächte durchwacht in brünstigem Gebete, dir Erleuchtung zu ersuchen: aber dein verstocktes Herz widerstreibet ihr stets. Siehe, müthiger Greis! Noch einmal öffnet die heilige Kirche ihre Arme gegen dich, liebevoll dich aufzunehmen in ihren Schooß; dir aufzuthun ihre Schätze; dir ewige Schätze zu spenden, und hienieden dich zu salben zum Fürsten unter deinen Brüdern.

Doch Azo hielt sich nicht länger: „Hinterlistiger Heuchler! Dich kenn' ich am besten! Du warst es, der die ersten Fäden des gräulichen Netzes schlang, in welchem mein Volk eine lange Reihe von Jahren gefangen jetzt liegt. Du erschlist die Erlaubniß, die Festen zu bauen, den Keim alles Elends. Du gaukeltest im Lande umher, mit trügllicher Zauberei die Weiber und Kinder zu bethören. Du entriffest den Helden Kaupo seinem Volke und hast ihn zum Verderben desselben verderbet. Greiser Heuchler! Das Blut meiner Kinder dampft von deinen segnenden Fäusten! — Burgvogt, hier leg' ich nieder vor dir den Zweig des Vertrages; hier stoß ich das Schwert des Krieges in den Boden! Wähle! Ihr weichet, oder ihr sterbt!“

So sprach Azo, der Greis mit dem flammenden Jünglingsblicke und entwich zürnend aus dem Gemach; mit ihm die Genossen.

In blödem Staunen verloren stand die Versammlung da, wie Nachtvögel, die ein plötzlicher Lichtstral umleuch-

tet und betäubt. Nieder sah jeder, verachtete den andern und fühlte selbst der Verachtung sich würdig. Endlich sprach Kunz Meindorp also:

Wichtig, fürwahr, ist der Vorgang. Ich wage nicht zu entscheiden, doch scheint mir das beste, schnell die Schaaren zu rüsten und heraus zu brechen gegen die Feinde, indeß sie Botschaft erwarten.

Nicht also, sprach Bannerow. Sendet freundliche Botschaft, verheißet zu weichen: doch in der ersten Nachtwache stürmen wir hin und zertreten das schlummernde Heer.

Ehe wir raschen Entschluß — zu spät bereueten wir ihn vielleicht! — beginnen, rief Dietrich, senden wir Kaupo hinaus: ob es ihm gelinge, den Andrang der Feinde zu wenden, wo nicht, vielleicht Zwiespalt zu säen unter sie? — Zum Mindesten bringet er Kunde.

So ward es nach kurzer Berathung beschlossen. Dietrich aber ging hin, Kaupo zu suchen und den Held die ungewohnte Rolle der Arglist zu lehren: der arme Bethörte hielt sie für edel und heilig. —

Rüstig schallten indeß die Aexte hinab in die Ebne und krachend stürzte der Hain von den Wurzeln.

Schweigend gingen Azo und Kaupo mit finstern Mienen neben einander hin: so ziehn zwei Gewittergewölke über die Ebne; stoßen sie einander zu nahe, so brechen die Blitze hervor. Der feurige Greis haßte den Verräther seines Volkes; Kaupo den starren Sinn des Götzens-Berehrers.

Jetzt waren sie an den Fuß der Hügel gelangt und mit Erstaunen übersah Kaupo die Zahl des versammelten Volkes und sein sonderbares Beginnen. Oft wenn er an einen ehemaligen Waffenbruder vorüberging und dieser wendete verachtend den trüben Blick, empörte sich wehmüthig Kaupo's Herz: doch er sänftigte es.

Wer ist euer Wannem? fragt' er den Greis. Azo deutete schweigend und Kaupo's Blick folgte der Deutung. Auf einem Baumstrunk saß Ymanta und heftete sein brennendes Auge auf ihn. — Mächtiges Gefühl, der ersten Freundschaft, der ersten Liebe! Heiliges Gefühl! Unsonst scheinen Jahre und Trennung, scheinen lastende Schicksale dich zu ertöden! Wie ein Sonnenstrahl durch schwarzes Gewölk, brichst du unvermuthet oft und unwiderstehlich ins Herz und lächelst ihm alle vergessene Träume zurück, — und ein Traum scheint, was seit ihrem Entschwinden geschah! — Kaupo erbebte, da sein Blick auf Ymanta traf. Schauernd vor Freude stand er da; dann stürzt' er hin an den Busen des Freundes und Thränen flossen den Männern über die Wangen. —

Spät erst, langsam und seufzend wand Ymanta sich aus den Armen des — ach! verlornen Freundes. Bangt er fragt' er mit traurigem Vorgefühl: „Kommst du zurück zu deines Volkes Sache?“

Freudig und schmerzlich zugleich, betrachtete Kaupo den Jugendgespielen. Alle Bilder der Freuden, alle der Gefahren, die sie einst mit einander theilten, traten vor seine Seele. „Und du, fragt' er leise, du lenkest den

Speer meines Volkes gegen meine Brust? er wird mich schmerzlich treffen!“

Wo sind sie hin, entgegnete Ymanta, die süßen Hoffnungen alle, des Alters, das wir an Einem Heerde verbringen wollten, Aytia mit ihren Kindern zwischen uns. — Hinweg! rief er, schnell sich ermannend; hinweg mit den zu weichen Gefühlen! — Kaupo, was führte dich her? — O, sprich, war es Rückkehr zu deiner Pflicht?

„Wohl führt die Pflicht mich her, rief Kaupo voll plötzlichen Eifers, die Brudersorge für das Wohl eurer Seele. Verlorne, verblendete Unglückliche! Dahingegeben in die Macht höllischer Geister! Ihr widerstretet dem Heil, das uns sündigen Menschen zu erwerben, der Erlöser am Kreuze starb; das er, das seine jungfräuliche Mutter durch seine Stellvertreter euch sendet. — Wisset, ihr Armen! Die ihr als Götter verehrt, sind menschenfeindliche Dämonen. In's ewige Elend leiten sie euch, wo unsre Urväter schon schmachten. — Ich sah, ich sah die Herrlichkeit des heiligen Vaters der Christen! Seine Gemächer sind Tempel; sein Sitz gleicht dem Thron einer Gottheit. Tausendmal tausend steinerne Festen stehn in gedrängten Reihen um seine Burg. Mit allen Segnungen des Himmels pranget sein Land, ein unendlicher Garten. Mit hellerm, blendendem Glanze strahlt ihm die Sonne aus einem lichterem Himmel herab. Kein Winter wagt ihm zu nahen; Schnee und Eis entstellten nie seine Fluren. Ewig wandeln seine Ströme durch ewig blühende Gefilde und

selbst seine Wälder beugen sich unter der Last goldener Früchte. — Unzählbare Völker gehorchen dem göttergleichen Mann: sie stürzen vor seinem Anblick zu Boden, wenn er segnend sie anblickt. Dreimal prangte der Mond mit neuer Fülle, indeß ich die Länder der Fürsten durchreiste, die seinen Winken gehorchen: noch sah' ich den kleinsten Theil seines Gebietes. — Omanta, sein Anblick zerknirschte mein Herz. Ach! Diese verruchte Hand hat seinen Geweihten erschlagen. Aber der Heilige erbarmte sich meiner! Er entlastete meine Seele des ungeheuren Verbrechens. Mit göttlicher Milde nahm er mich auf, in die Gemeinschaft seiner Kinder. Auch mein ist die Hoffnung des künftigen Lebens, wenn dieser Leib in Asche zerfällt. Das Bad der Wiedergeburt hat mich geweiht. Ich habe den Leib des Erlösers genossen: auch mein ist dereinst das Anschau'n der Herrlichkeit Gottes und seiner Heiligen!"

Er sprach es und kreuzte mit gesenktem Haupte andächtig die Arme über die Brust. Unwillen und Erstaunen wechselten in den Blicken der Hörer, aber mitleidig betrachtete Omanta den Sprechenden, wie man mitleidig einen Geliebten betrachtet, den Wahnsinn zu Greueln dahinreißt. Spricht er thörichte Dinge, man widerlegt sie; nicht ihn zu belehren: wie zu einem Abwesenden redet man, was aus dem Herzen sich drängt. So antwortete Wannem Omanta mit traurigem Blick doch würdevoller Ruhe:

Was preifest du uns die Herrlichkeit des Mannes, vor dessen Anblick Völker zu Boden stürzen. Besser sind

wir, als er und seine Völker. So slavischen Gruß leisten wir niemand und heischen ihn nicht. — Weit, sagst du, ist sein Gebiet, und alle Segnungen des Himmels füllen es. Kaupo! Klein zwar ist unser Land und arm; jede Jahreszeit wandelt mit ernstem Gesicht über ihm hin; unsre Wälder schütteln keine selbstgesprossene Früchte in unsern Schooß. Mühsam verdienen wir dem harten Acker und der wilden See es ab, daß sie uns nähren. Doch, Kaupo! Eine Segnung, hat dieses arme, harte Land, dem jede andre weicht: es ist keines Menschen Gebiet! Unser ist es, weil wir zu ihm gehören, wie der Baum, den es hervortreibt; weil unsre Urväter zu ihm gehörten; weil ihre Gebeine nach einem freien, ruhmvollen Leben, in ihm verlebt, in seinem Schooße ruhn. Frei wurden wir geboren wie sie; frei wollen wir sterben. Mein Bruder! Versuch es nicht, uns Fessel zu schmieden! — Teufel, sprichst du, sind unsre Götter. Sie thun uns wohl, wie sie unsre Väter und Urväter segneten. Segnen Teufel, so gebühret Teufeln Verehrung. Herrlicher offenbaret sich kein Gott, als durch eine glückliche Welt! — Von einem Leben sprichst du, das künftig beginnt, wenn dieser Körper zerstört ist. Beginn' es wo es wolle: wer recht that in diesem, bringet das Unrecht zum Glück in jenes hinüber. — Kaupo, geliebter Jugendgenosse, Bruder Aytens! Arglistiges Gaukelspiel hat dich geblendet. Zerreiß den Schleier des Truges. Kehre zurück in die offenen Arme deiner Brüder! — Was sind diese Fremdlinge dir? Heuchlerische Räuber! Wären sie in ihrer

Heimath so glücklich und reich: sie kämen nicht her uns zu berauben und elend zu machen!

Dich selbst, rief Kaupo, verblendet fälschliche Botschaft und hartnäckiger Sinn. Der heilige Eifer für die Ehre ihres Gottes führte sie her: alle Völker der Erde sollen ihn anbetend verehren. Der Eifer für das Wohl unsrer Seele führte sie her: alle Völker der Erde sollen eingehen zur Herrlichkeit Gottes. Uns zu erretten aus des Satans Gewalt, luden sie jede Mühseligkeit auf sich und trozen jeder Gefahr, die unsre Verstocktheit ihnen bereitet. Unsere Wohlthäter sind es und ihr lästert sie; unsre Retter, und ihr strebt, sie zu vertilgen.

Thörichter Schwärzer, rief Azo, der Greis mit dem flammenden Blicke. Sieh um dich her, auf die Thaten unsrer Wohlthäter und Retter. An sich gerissen haben sie den Kern unsers Landes: sie schlürfen das Mark desselben in sich. Ihre Segel umflattern unsre Gestade, wie nimmergesättigte Geier und Aare. Zertreten ist der Stolz und die Blüthe unsers Volks. Seine Helden sind getödtet; seine Jugend hinweggeführt in nie endende Knechtschaft. Wahrlich, der Gott, der durch Verderben sich kund macht, ist ein Scheusal, und seine Verkünder sind Ausgeburten der Hölle. Doch was bist du, der sein Volk den Dienern des Greuels verräth? —

„Lästere nicht! rief Kaupo mit Mienen voll Wuth; — daß nicht endlich die Langmuth des Himmels ermüde und seine Blitze niederzücken auf dein verworfenes Haupt! Blinder, verstockter Greis! Unbeschnittner an Ohren und Herzen! Wunderbar sind der Vorsehung

Wege. Durch Trübsal und Elend führt sie zum Heile. Hier schlägt sie Wunden: dort in der Ewigkeit sie zu heilen."

Fünsteren Blickes öffnete Azo die Lippen, doch Wannenem Ymanta erhob sich: Edler Greis! Wozu erwiedern? Dein Bart greift nicht an des Verblendeten Wange. Sprich, welche Antwort gab der Führer der Deutschen dir? Will er friedlich die Burgen räumen, oder sollen wir uns mit dem Blut seines Haufens bes Flecken?

Ymanta, entgegnete Kaupo, mich sandte der Burgvogt mit Botschaft. Sieh seine Mauern an: sie sind unersteiglich und mit geharnischten Streitern besetzt. Schon nahen der Küste neue, kriegerische Schaaren. Darum entbietet er dem Volke der Eiven, friedlich heimzukehren, jeder zu seiner Heimath, und ruhig zu erwarten, was der milde Sinn des Bischofs beschließen wird, zu verzeihen oder väterlich zu bestrafen. Doch verbürget er jedem Verzeihung, der seine Kniee beugt vor dem heiligen Zeichen des Kreuzes und mit der Taufe sich zieret. Doch widerstrebt ihr dem Heile: über euch selber komme dann das Blut eurer Weiber und Kinder, wenn er sie auf euren Leichnamen erwürgt und euer Land zur Einöde zertritt.

Als er so sprach, schlugen die Krieger umher voll Zorn ihre Schwerdter zusammen und in ihren Gebärden zuckte ungeduldige Wuth. Aber Ymanta sprach ruhig:

Kaupo, einst ein freier, edler Mann, jetzt sklavischer Bote tyrannischer Prahlereien. Zurück zu deinen Herren!

Sie würden sehn, es sei ein mannhafteß Volk zu dem du einst gehörtest, und Ymanta leite es! — Entsetzt, bevor der Zorn des beleidigten Volkes zu hoch entflammt und in deinem Blute sich löscht.

Trozig warf Kaupo das dichtunglockte Haupt empor und sah stolz im Kreise umher, als fordre er das Volk zum Kampfe. Noch einmal öffnete er den Mund zu kühner Rede; doch als sein Auge Ymanta's Auge traf, da schmolz sein Herz; er wandte sich schweigend und ging. Mit sichtlichem Schmerze sah Ymanta ihm nach. „Wehe der gerechten Sache, sprach er leise zu sich selbst, wenn solche Männer sich hinter sie wenden!“ —

Laut wiederhallte indeß der Forst von den rüstigen Schlägen der Aerte. Krachend stürzte der Hain von den Wurzeln. Ein Scheiterhaufen schienen die Hügel umher.

Mit Schrecken erfuhr die Versammlung der Ritter und Mönche die Botschaft Kaupo's, wie zahlreich das versammelte Volk, was es beginne; — mit größerem Schrecken, daß Ymanta es leite. Bei dem Namen des ruhigen Helden, der ein heiliges Schreckbild war allen Völkern umher, dessen Thaten die Kinder lalleten, die Mädchen besangen und beratende Männer als Muster hoher Weisheit bewunderten, — bei dem Namen sank allen der Muth, erbeben sie, wie raubgierige Raben, über die plötzlich ein Adler daherschwebt.

Kunz Meindorp endlich begann: Steht Ymanta an der Spitze des Heeres, vergeblich hoffen wir dann, bei

Nacht es zu überlisten, und ehe der kommende Morgen leuchtet, umgürtet vielleicht schon sein Scheiterhaufen die Stadt. Aber die Schaaren sind gerüstet: wohlan, ich führe sie zum Streit, ehe sie die Botschaft erreicht und entmuthigt.

Da erhob sich mit scheinheiliger Geberde Dietrich, der schlaue Mönch von Thoraida.

Nicht also, muthiger Ritter! sprach er. Bernehm den Ausspruch des Himmels! Gelobt sei der Name des Höchsten und der heiligen Jungfrau! Stark ist sein Arm, und die ihm vertrauen, verläßt er im Elende nicht! — Ich lag an des Altars Stufen und flehte mit strömenden Zähren und mit Händeringen zu ihm, da geschah das Wort des Herrn zu mir; Stehe auf, mein getreuer Knecht und verkünde den Jagenden meinen Willen. Ich werde sie erretten aus der Ungläubigen Hand, aber die Feldschlacht wagen sollen sie nicht. Einen Zweikampf sollet ihr ihnen bieten, und sollet geloben, die Burgen zu räumen und das Land, wenn euer Streiter fällt. Wenn aber ihr Streiter fällt, sollen sie geloben, heim zu kehren jeglicher in seine Hütte und euch ruhig wohnen zu lassen im Lande, das euch mein Rathschluß verlieh. —

Lauter Beifall tönte durchs Gemach und die Versammelten dankten dem Herrn: doch zum Zweikampf erbot sich keiner. Aber der Mönch fuhr fort:

Weiter geschah das Wort des Herrn zu mir: Kaupo hab' ich erlesen zum heiligen Rüstzeug. Er soll kämpfen für mich und sühnen, daß er einst meinen Gesalbten

erschlug. Ich werde den Sieg ihm verleihen und mein Volk erretten durch seine Hand; und wenn ich ihn zu mir fordre, soll er sitzen auf der Heiligen Stuhl, seine Krone ein Schimmer des Morgensterns, sein Fußschemel ein goldnes Gewölkt.

So sprach mit heuchlerischer Geberde der Mönch von Thoraida und log dem Himmel und log der Erde: er hatte mit Daniel alles heimlich berathen. Aber Kaupo schlug die Arme über die Brust, senkte andächtig das Haupt und rief: der Wille des Herrn geschehe! Große Dinge thut er an mir! Ausgestoßen war ich von meinen Brüdern, war ihnen ein Greuel. Nun soll ich sie zu mir versammeln, soll sie einführen zum ewigen Glück. Gelobt sei der Name des Herrn und die heilige Jungfrau!

Eilend sandte der Burgvogt den Herold hinaus zum Heer, Ymanta den Zweikampf zu bieten. Das Volk der Stadt strömte zu den Altären und flehte die Heiligen an mit Gelübden und Thränen. Aber der listige Mönch von Thoraida sprach mit Kaupo viel heimliche Worte und füllte seine Seele mit Andacht und Wahnsinn.

Als Ymanta die Botschaft des Herolds vernahm, berief er die Aeltesten alle zusammen und sprach: Entscheidet ihr selber, was thun wir? So zahme Red' im Munde der Fremdlinge deutet auf Schwäche, oder auf heimliche Arglist: doch, dünkt mich, hielten sie den Bund, er wäre nicht zu verwerfen.

„Nö, ein Lüßlicher Greiß, entgegnete: Verweigert den Kampf! Was von den Fremdlingen kommt, ist verwerfliche Böshheit. Bollrad, der ritterliche Bube, der meine Kylegunde verheeret, ladete zu sich zur Berathung die kräftigsten Männer des Gaues; doch da sie kamen, verschloß er die Burg und zündete sie an. Auch ich verlor einen Sohn unter den Trümmern der stürzenden Burg. Verweigert den Kampf!

Gedenket, rief Bielzo, ein anderer Greiß, des schändlichen Bruno. Gefangen hatten wir ihn und in eine Grube geworfen, dort zu verschmachten. „Soll der Räuber so lange noch leben?“ rief Maya, Dabrel's rothige Tochter. „Ich will mit Steinen ihn tödten.“ — Mitleidig aber warf die Dirne Brodt in die Grube und senkte jede Nacht ihren Krug voll süßen Wassers hinab. Spät erst entdeckten wir die menschenfreundliche Täuschung. Wir schämten uns unsrer Grausamkeit; wir entließen den Buben, der ewige Dankbarkeit schwur. Drei Tage hernach leitete er eine Schaar Geharnischter in unsre Verborgenheit, schlug Dabrel mit dem Schwerdt und schändete die blühende Dirne. Was von den Fremdlingen kommt, ist böshafte Lücke. Verweigert den Kampf!

Biel sprachen nach einander und jeder wußte gräuliche Thaten der Fremden. Da rief Uzo:

„Böshheit und Verrath und heuchlerischen Trug athmet jegliche That der ausländischen Räuber. Jeder ihrer Schritte läßt eine blutige Spur zurück und ihr Blick vergiftet wie Mehlthau. Doch rieth' ich zum Kampfe, hätten wir einen Helden, der ihn zu bestehen vermöchte

und sein Leben darbringen wollte dem Wohl des Volks. Das lange Elend hat viel unsrer Männer erwürgt. Auch diese Stadt und die Burgen im Lande umher, erstürmen wir sie: das Wehklagen vieler Mütter um den blühenden Sohn, vieler Wittwen und hülfloser Waisen wird unsre Freude dämpfen; und zu schwach werden die Räuber uns finden, steigen neue Schaaren derselben ans Land. Ich rathe zum Kampf, wenn ein tauglicher Kämpfer sich findet. Aber des eisernen Panzers und Helmes muß sich der Kämpfer der Fremden begeben.

„Weislich hast du geredet, muthiger Greis! rief Wannem Ymanta. Ich entscheide für den Kampf. Der ihn kämpfen wird, hat sich gefunden!“ So sprach er, und sein Auge blitzte, wie der Morgenstern vor einem schönen Tage. — „Führet den Herold herbei! — Herold! So sprich zum Burgvogt: Er selbst mit seinen Priestern soll morgen bei steigender Sonne hervorgehn außs Blachfeld und vor unsern Göttern und vor den seinigen schwören, den Bund zu halten, und wir wollen schwören. So spricht zum Burgvogt: Euer Streiter soll sich einfinden zum Kampfe ohne Panzer und Helm, wie der unsrige zum Kampfe geht: zu ungleich sonst wäre das Gesecht! — Aber wähet nur nicht, lange Frist zu gewinnen, wenn ihr uns behöret!“

So sprach Ymanta und der Herold ging. Aber der Forst und die Ebene erklangen indeß von den gewaltigen Schlägen der Aexte und von den Wurzeln stürzend, donnerten die Stämme über die Ebene hin. —

Viertes Buch.

Dicht und dunkel, immer dichter und dunkler fielen die Schatten jetzt über die Erde hin. Die thauende Nacht begann und reichte allem was lebet und des leuchtenden Tages sich freute, ihr stärkendes Labfal, das nur der Mensch sich zu vergiften vermag. Nur ihm reißt die Leidenschaft mit den stehenden Blicken, oder der Gram mit der knöchernen Hand, es oft von der Lippe hinweg! —

Im Osten wandelte der Mond herauf, mit seinem milden Lichte: er lächelte sanft und still auf die ruhende Erde herab, wie auf den schlafenden Säugling die Mutter.

Am Abhang' eines einsamen Hügel's, am Ufer der rauschenden Duna saß Ymanta allein, im Sinnen verloren. Weit her tönte das Rufen seiner Wächter, die mit nie ruhendem Schritt die Stadt umwalleten; und der bange Ruf der Glocken, die das christliche Volk zum Gebete riefen, zu diesem Heiligen jetzt, und jetzt zu jenem.

Ueber dem Helden rauscht' ein Eichbaum, tief unter ihm der Strom. Ymanta's Blicke folgten den rollenden Wogen; — wie jede ihr schaumgekröntes Haupt muthig emporwarf, hinwandelte, jetzt von dem zitternden Bilde des Mondes beglänzt, jetzt unter Schatten versteckt, — jetzt zerfließend unter der nacheilenden Schwester. Ymanta gedachte der flüchtigen Eile des Menschen durchs Leben: er kommt; er fliegt dahin die kurzgemessne Bahn;

er freut sich, er leidet und ist nicht mehr. Aber der Strom des Geschlechtes woget dahin und woget —!

Der Held gedachte des nahen Kampfes, des ungewissen Geschickes der Völker. Zweifelnder Weichmuth, sonst seiner Seele so fremd, erfüllte ihn; und flehenden Blickes sah' er gen Himmel: — „Erleuchte mich!“ — Da schienen antwortende Geister im Lufthauch zu sprechen. Schaudern ergriff ihn und er entschlief, und eine Stimme hauchte: „Sieh das Geschick deines Volks!“

Leises Säuseln umflüsterte ihn, wie wenn der Westtänzelnd sich über die Saat wälzt und sie wogen macht. Das Säuseln ward Rauschen wie jenes, mit dem ein kräftig belaubter Hain die Morgensonne begrüßt, — und Ymanta sah einen Hain, von mildem Sonnenlichte beglänzt. Hoch in die Lüfte hinauf spielten die Zweige seiner Wipfel; mit brüderlich-verschränkten Aesten standen seine Stämme da in majestätischen Gruppen, wie betende Helden vor der offenbarten Gegenwart eines beglückenden, gütigen Gottes. Tausendmal tausend Stimmen sangen in das Rauschen des Haines: ihnen antwortete das Wogengebrause des Stroms, in welchem der Hain majestätisch herabsah, und das Murmeln silberheller Quellen, die seinem Schatten entrieselten. Ein Tempel der wohlthätigsten Gottheit war der Hain: er war das Bild lebendigen, kräftigen Glückes. Das Rauschen ward heulender Sturm. Tief aus dem Süden wandelten über Meer und Länder, — gleich einer Dampf säule von zuckenden Blitzen durchschnitten, — ein

Scheusal herauf: das Schütteln seines Hauptes wühlte in den Wolken; sein Fuß spielte das Meer zu Schaum. Seine Scheitel umzog ein dreifacher Kranz von Finsterniß und Blut. Jeden Zuges athmet es ein Heer lebendiger Wesen ein, und Flammen athmete das Scheusal aus. Das Schauben seiner Nase heulte wie das Winseln eines ganzen Volkes auf der Folter. Bluttriefende Harpyien, mit glühenden Schwerdtern bewaffnet, gaukelten gräßlich vor ihm her und brüllten „Heilig! Heilig! Heilig!“

Das Scheusal stürmte herauf: es hauchte den Hain an. Abglick erstorben, schüttete der mit den versenkten Blättern, auch seine singenden Vögel ins Gras. Flammenstrudel wogten zischend hin durch ihn: Flammen umwanden gierig jeglichen Stamm, leckten hinauf bis in die obersten Zweige. Das Scheusal hauchte noch einmal: die Flammen erloschen, aber das Dampfmeer gerann über dem Aschengefilde zu einer stehenden Mitternacht. Mit ihr sank ein eherner Winter herab: nur das Lustgebrüll feister Robben, das Kampfgeheul blutgieriger Eisbären durchschauerte das weite, offne Grab. — Imantas Seele erlag dem gräßlichen Anblick: seine Sehkraft erlosch. Wolken wälzten durch Wolken sich hin und deckten die weite, scheußliche Wüste. — —

— Wiederum hellete sich der Blick des Helden. Vor ihm lag eine weite, sonnigte Ebne, vom süßesten Lächeln des Frühlings bestrahlt: fette Wiesen mit duftenden Blumen bedeckt, von lieblichen Gehölzen umzogen, von lispelnden Bächen durchrauscht. Eine Schaar

edler Hirsche weidete auf der Ebene, und hüpfte und scherzte im vollen, muthigen Frohgefühl der Jugend im Lenze. — Da brausete es hoch in der Luft. Eine Wolke von Geiern stürzte herab auf die weidende Heerde, jagten sie kreischend umher, und was sie erhaschten, zerrissen sie und flatterten fort auf eine neue Beute. Da heulten aus dem Dickicht Haufen hungriger Wölfe, mit funkelnden Augen, hervor, und rissen zu Boden und würgten die Heerde. Umsonst boten die Führer ihr zackiges Geweih den Räubern entgegen: indeß sie mit den Wölfen kämpften, zerfleischten die Geier ihren Nacken, und was dem scheußlichen Gevögel ins Dickicht entkam, fiel dort, eine Beute der zottigen Räuber. Bald schwamm das blühende Gefilde, ein weites Schlachtfeld, im Blut und der Stolz der Haine lag in tausend Leichen umher. Da ergrimten die Räuber selber gegen einander, und ein neuer Kampf begann. Wieder strömte Blut und scheußliches Geheul. Plötzlich, siehe! schwebten zwei majestätische Adler daher und stürzten mit stürzendem Fittig herab auf das Schlachtfeld. Plötzlich sprang mit hochflatternder Mähne und donnerndem Gebrüll ein Löwe mitten unter die Kämpfenden. Mit lautem Geschrei flatterten die Geier auf. Winselnd duckten die Wölfe sich nieder: — aber Wolken wälzten sich durch Wolken und deckten das gräßliche Schauspiel. —

Noch einmal hellete sich Ymanta's Blick und er erkannte des Blaubergs eichengekröneten Gipfel. Wonneschwellete seine Brust beim Anblick der lieblichen Heimath und die Thräne süßer Wehmuth füllte sein Auge.

Er senkte sehnend den Blick; er suchte die eigene Hütte, er suchte Aylta, sein blühendes Weib, umspielt von lallenden Kindern: — er sah — Entsetzen sträubte sein Haar! — er sah ein unermessliches Gefilde, dicht übersäet mit blutigen, halbentfleischten Menschengerippen. Raben und Krähen schwärmten auf ihm umher und zerreten an den Gerippen und krächzten wollüstig bei dem Mahle. Füchse und Wölfe lagerten sich auf den Gerippen und nagten und rissen, und ach! die Gerippe athmeten noch und fühlten. Leises, herzerreißendes Gewinsel jammerte über die Ebene hin, um Rettung! — Rettung! — Unerhört! Umsonst starrten die gebrochenen Augen gen Himmel: er sendete keine Erlösung, und verschlang der Rasen eine Staat von Gerippen, so lag schon eine neue verbreitet, ihre Höllemarker zu dulden und ihr vergebliches „Wehe!“ gen Himmel zu senden.

Aus dem unwölkten Süden schwebte die Gestalt eines gekrönten Greises herauf. Die ruhige Kraft seines majestätischen Antlitzes verkündete, hier sei ein Held zum Weisen gereift. Sein Blick fiel auf das Beingefilde; das Wimmern der unnmächtigen Gerippe weinte zu ihm empor. Sein Auge glühte; ernst sinnend stand er da: erhabne Gedanken, Gedanken von Regentenpflicht und Menschenwohl erfüllten ihn. Rettung verhiess sein schwimmendes Auge, der Seufzer seiner menschlichen Brust, zur Rettung hob er den Arm: da umwallte ihn plötzlich schwarzes Gewölk und seine erhabne Gestalt entschwand! — Da er der Nachwelt endlich erschien, nannte sie ihn Stephan Bathory, und nannte ihn nie ohne Ehrfurcht.

Aber die Raben krächzten fort am blutigen Mahle und die Füchse nagten. Zerrissen, von immer neuen Wunden zerrissen, starrten die Gerippe gen Himmel und ächzten leises Gewinsel.

Wieder stürmt' eine hohe geharnischte Heldengestalt *) herauf: ein Scepter hielt ihre Rechte, ihre Linke einen Feldherrnstab. Beim Anblick der nagenden Füchse, der zerrenden Raben und ach! der kraftlos zuckenden Gerippe, entloderte Mitleid in seiner Brust, Mitleid, wie es in der Brust eines Helden entlodern kann: Mitleid, das Hülfe erzwingt. Zorn funkelte in seinen Blicken, runzelte seine Stirn: — da schmetterte aus der Entfernung Trompetenruf herüber, lauter und lauter, bis das Gewölbe des Himmels wiederklang. Ein Genius riß den Helden hinweg, zu höhern Thaten nicht, aber zu raschern. Oft wandt' er im Enteilen den glühenden Blick, der Rückkehr verhieß: aber er kehrte nicht wieder! Ach, Lügen! —

Aber unersättlich nagten und rissen die Füchse und Raben und schlürftten das rinnende Blut, und die Gerippe winselten leis' in das Krächzen und Heulen. —

Auf goldnem Gewölck schwebt' eine Gestalt daher, gleich einer Göttin. Weisheit thronte auf ihrer Stirne, Menschenhuld strahlte in ihrem Auge, erhabener Muth ruhte auf der ernst geschlossenen Lippe. Sie streckte das Scepter über die Erde, und die Erde gehorchte ihr. Viel tausendmal tausend Stimmen riefen von Aufgang bis

*) Gustav Adolph

zum Niedergange: „Heil! Heil der Weisen und Großen! *) Heil der Mutter ihres Reiches!“ — Ihr Blick bestrahlte das Beingefilde; eine Thräne entfiel ihrem Auge auf das Gefilde: und es rauschte über ihm hin, wie Erstehung, und das Winseln der Gerippe ward lauter jammernde Klage, und die entfleischten Arme strebten die nackten Schädel emporzustützen.

Da donnert' es ringsum vom Horizont herauf, und Orkane streiften hier über die Erde hin und dort, und verödeten sie, — und mitten im wachsenden Sturme trug das Gewölk die Göttin hinweg. Tausendmal tausend riefen: „Heil! Heil der Weisen und Großen!“ Glückliche Nationen thürmten ihr Altäre auf, aber die Gerippe winselten: „wir sind verlassen!“ — und die Raben krächzten wollüstig am blutigen Mahle und die Füchse nagten.

Aber es stürmte fort unter wachsendem Donnern, als kämpfte der Himmel gegen die Erde. Er schleuderte seine Blitze herab, sie zu entzünden; sie thürmte ihm die Flammen-Ströme ihres Innern und ihre Dampfsäulen entgegen, seine Lichter erblinden zu lassen. Eine mitternächtliche finstre Wolke lagerte sich über die Erde: sie versendete jetzt einen Glühwind, der heulete versenkend dahin. Sie sendete einen zweiten: der beleuchtete Wüsten. In eine lange Todespause versank die ganze Natur: was des Athmens bedurfte, lag sinnlos da, und kein Puls wagte zu schlagen. Selber die Sonne wan-

*) Katharina II

delte nicht ihre Bahn, und der Mond schwamm ohnmächtig am Rande des Horizontes und vermochte nicht, ihn zu erklimmen. —

— — Leis' erst flötete, dann lauter und lauter das Lied einer Nachtigall durch die dunkle Todesöde. Ihr antworteten andre Stimmen und ein Chor wirbelnder Lerchen begann hoch in der Luft sein Jubellied, wie es die nahende Sonne begrüßt. Es dämmerte über dem finstern Gewölke: jetzt leuchtete es! Ein zweites, ein wohlthätig stralendes, ein sonnenhelles Gewölke stand hoch über dem ersten, das schnell in Thau und Regen zerfloß, auf die lechzende Erde. Aber im lichten Gewölke stand ein Genius, mit Jupiters Würde und der Schönheit Apollons. Er lächelte auf die Erde herab und wieder grünete sie, lieblich und prachtvoll: die Haine rauschten, die Wiesen dufteten aus unzähligen Blumen. Einen blühenden Palmzweig hielt der Genius: er segnete die Erde damit und wie ein Strom rauschte Leben über sie hin! Tausendfaches, muthiges, wimmelndes Leben sumimte, zwitscherte und sang; aus jeder Spalte des Bodens drang Leben hervor; aus jedem Haine trat es prunkend. Der Adler stieg mit mächtigem Fittig empor und fühlte Glück im Strahlenbade der Sonne; die kleine Fliege gaukelte von einer Blüthe zur andern und fühlte Glück. Auf den Hügeln, in den Thälern, an den Strömen erhoben sich wieder Hütten und Städte, und getrostes Muthes trat der Mensch an die Thür seiner Hütte und blickte mit wonnevollen Thränen empor.

Das Würmchen, das im Grase schleicht, schlürft sein Tröpfchen Thau mit Dankgefühl und weiß nicht, wem es dankt. Der Aar, der sich zur Sonne schwingt, die Sonne selber stürmen dankend und segnend ihre Bahn und wissen nicht, wenn sie segnen, wem sie danken. Aber das sinnvolle Auge der Menschheit blickt, von Begeisterung leuchtend, auf seinen Genius! — Und sie sank nieder vor ihm und begann einen Dankhymnus, der majestätisch hallete, weiter, und weiter, in unendlichen Tönen, durch die unermesslichen Räume des Himmels, — und hallen wird und nimmer verhallen: er singt einen unsterblichen Namen, —

Dich Alexander!

— Aber „Rettung! Rettung! Auch wir sind Deine Kinder!“ jammert es bang, gebrochen, herzerreißend empor vom Gefilde voll lebender Menschengebeine. Wollüstig krächzen die Raben noch beim gräßlichen Mahle und die Füchse schlürfen blutiges Menschenhirn. Mühsam halten die Gerippe die gebleichten Knochenhände empor und jammern: „Rettung! Rettung! Auch wir sind Deine Kinder!“ —

Und der Menschheit hoher Genius —

Aber Ymanta sprang auf vom thauumflossenen Lager, und stürzte nieder aufs Knie, und streckte die Arme gen Himmel: „Retter, ich glaube an Dich!“ —

Da der Held anbetend so sprach und Blick und Arme gen Himmel voll inbrünstiger Andacht erhob, siehe! da antworteten ihm die frühesten Schimmer der Morgenröthe; um den nächtlichgrauen Himmel legte sich im Osten der erste goldne Saum. Das Ringen des Lichts und der Finsterniß begann in thauender Dämmerung. Sichtbarer sanken die Nebel und der Strom rauschte heller gefärbt. Der Morgenwind säufelte leif über die Erde hin und läspelte der schlummernden Natur leichtere Träume zu. Die Vögel des Haines zwitscherten einzelne Töne ihrer Lageslieder und schlummerten fort: aber die Menschen erstanden, Brüder zu würgen.

Mit der steigenden Sonne versammelten sich die Waidelotten auf der Ebene, um sie das Volk, gerüstet zum Kampfe. Sie errichteten zwei hohe Altäre. Einen fehllosen Stier leiteten sie herbei, weihten ihn dem mächtigen Donnerer, Perkun, dem Könige der Götter und Menschen. Unter lautem Gebete schlachteten sie das Thier: doch langsam nur tröpfelte das Blut des Opfers; mühsam leckten die Flammen empor, die sein Herz verzehren sollten. Einen schwarzen, hochborstigen Eber opferten sie auf dem andern Altare Pikkoll, dem mächtigen Gott der Hölle, und sagten mit verhülltem Gesichte leise Beschwörungen her: — da rauschte plötzlich ein Geier herab aus den Wolken und entführte die Eingeweide des Thieres. Laut wehklagte das Volk und die Waidelotten widerriethen den Kampf: aber Ymanta's

große Seele hielt fest am weißlich gefassten Beschlusse und an des Versprechens Treue. Das Rechte zu thun, sprach er, ist des Menschen Werk: — ob es gelinge, bestimmen die Götter! Ich kämpfe! —

Da öffnete sich das Thor der Stadt, das nach den Lannenhügeln sah, und von seinen Waffenknechten und Mönchen gefolgt, ging Kunz Meindorp hervor auf die Ebene, dahin, wo mit den Waidelotten und dem Volk Ymanta der steigenden Lohe stille Gebete nachsendete.

Muthiger Wannem, sprach Kunz, mit freundlich-verzerrter Geberde. Ich komme, die Bedingung des Kampfes zu beschwören. Wenn unser Kämpfer siegt, gelobest du abzuziehn mit deinem Heer? Sollen wir ruhig wohnen in unsern Burgen und euch Freunde sein?

Fremdling, entgegnete Ymanta mit ruhiger Würde, ungebrochen wie meine Keule war stets mein Wort, und nimmer besleckte ein verletzter Vertrag den Ruhm meines Volkes. Uns sind Versprechungen heilig. Siegt unser Kämpfer, gelobst Du mit den Deinen die Stadt zu räumen und die Burgen umher und das Land? Gelobst du, daß nimmer fortan dein Volk, es betritt?

Ich gelob' es, sprach Kunz Meindorp, und werd' es halten nach meiner Macht; ich gelob' es bei meinem Gott und der heiligen Jungfrau, nach der Lehre unsers Glaubens.

Wunderbar ist oft der Ausgang der Kämpfe, sprach Dietrich, der arglistige Mönch von Thorida. Wie, wenn beide Kämpfer fielen? Verheißest du, mannhafter

Wannem, daß dann dein Volk abziehen soll und Friede halten, bis der Bischoff selber kommt, mit dir sich zu berathen.

Nicht also, schlauer Priester! rief Ymanta. Dann woge die Glut! Dann stürme mein Volk! Ihr möchtet neue Schlingen ersinnen! —

Kunz Meindorp sprach die Worte des Schwures und empfing aus der Hand des Mönches Brodt und Wein: aber die Worte der Weihe verfälschte der Mönch. So tauschte der Bube das redlichgesinnete Volk durch doppel-sinnige Schändlichkeit. Aber Ymanta trat auf sein Schwerdt und rief die Götter zu Rächern gegen sich und sein Volk, brächen sie die Verheißung. Sie wechselten die Speere und Kunz Meindorp zog zurück mit seinen Waffenknechten und Mönchen.

Kaupo indeß lag vor dem Altare der Jungfrau in stillem Gebete voll brünstiger Andacht. Da trat Dietrich zu ihm. Auch ihm reicht' er das geweihte Brodt und den Wein, und sprach viel heuchlerische, trügende Worte, von der Gnade des Papstes, von der Glorie des Himmels und der Märtyrer Herrlichkeit. Undächtigt lauschte der arme Verblendete, verzücht in sinnlose Gefühle. Dietrich nannt' ihn das auserwählte Rüstzeug des Himmels und umgürtete ihn mit einem geweihten Schwerde: wohl mocht' er geweiht es nennen, geweiht der höllischen Arglist: der Pfaffe hatt' es vergiftet.

Ymanta versammelte zu sich die Aeltesten seines Volkes und der Eiven Aeltesten. Viel sprach er zu ihnen und ordnete an, wie das Heer den Angriff beginnen sollte, wenn er siegte und die trügerischen Deutschen nicht ihr Versprechen erfüllten; auch ernannt' er, wer ihn ersetzen sollte, wenn er fiel, wer wachen sollte über das Wohl des Heeres und des Landes. Viel Rathschläge auch ertheilt' er, mit prophetischem Geiste, für die Zukunft: so bestellt ein zärtlicher Vater sein Haus, eh' er die Augen schließet zur nimmerendenden Ruhe; und ordnete gern das ganze künftige Leben der Söhne: aber sie ordnen es selber! So ernennet die zärtliche Mutter, indeß schon das Aug' ihr bricht, welche der Töchter ihrem Säuglinge, der sie tödtete, Mutter sein soll. —

Dann aber ergriff Ymanta Uzo's Rechte, des Greises mit dem flammenden Jünglingsblicke, sah ihm nachdenkend ins blitzende Auge und führt' ihn zur Seite. So sprach er zu ihm:

Muthiger Greis! Dein Wort riß mich hierher, mich und mein Volk, zum Kampf für eine fremde Sache. Fall' ich, muthiger Weiser, dann gehörest du deinem Volke nicht weiter: zieh mit dem meinen, zieh in Lettgalliens Haine, — sei Uyten ein Vater, — sei Bildner meinem Sohne. Schütze sie durch deine mächtigen Worte, durch weisen Rath! Zu bald vergift ein Volk der Gefallenen und der Gefallenen Thaten, und der Gang des Mächtigen geht über den Nacken der hilflosen Unschuld.

„Wannem!“ rief Azo voll Wehmuth und legte die Hand auf das Herz. — „Genug!“ sprach Ymanta, und wendete sich und winkte den Herolden.

Die Hörner erklangen und riefen zum Kampfe. Aus der Stadt schmetterten Trompeten die Antwort.

Das Thor der Stadt rauschte auf. Allein, mit Schild und Schwerdt bewaffnet, trat Kaupo hervor und kam feierlichen Schreitens heran. Ymanta ging ihm mit männlicher Fassung entgegen. Auf der Mitte des Blachfeldes erreichten die Helden einander. Sie erkannten sich, sie bebten erschrocken zurück; sie fielen sich weinend in die Arme. Vergessen war ihr Zwist; vergessen der Kampf; vergessen die Welt, indes der Jugendfreund an der Brust des Freundes voll weicher Wehmuth lag.

Bei dem Anblick verstummten die Mönche und ihr Volk, mitten im stehenden Lobgesange; aber die Eiven, — sie hatten Kaupo erkannt, — jubelten laut: von Ymanta's Armen umschlossen, hielten sie ihn schon für wiedergewonnen. Ihr Jubel erweckte die Helden aus dem süßen, unwillkührlichen Laumel.

Langsam richtete Kaupo sich auf: „Du? sprach er leis und verwirrt; — Dich selbst soll ich —“

Aber Ymanta's Auge glühte von edlem Zorne. „Schändlich! rief er: gräßliche Schändlichkeit! Aus unserm Mittel selbst wählen diese Ungeheuer das Werkzeug unsers Unterganges! — Kaupo! Mein Bruder! Sieh um dich her! Dort steht dein Volk, entzückt schon

von dem bloßen Gedanken, dich zu ihm zurückkehren zu sehn! Zagenden, hoffenden Blickes betrachtet es dich, jeden Augenblick bereit, dir die Arme zu öffnen. Dort, dort lauschen die fremden Räuber, begierig nach unserm Lande, unsern Gütern, unserm Blute! Sie lauschen, ob ihnen ihr Bubenstück gelinge, ob du Brudermörder wirst, der Verderber deines Volks! —

Nicht also! entgegnete Kaupo bestürzt mit sanfter Stimme. Nicht Verderber, Erretter meinem Volke versprach ich zu werden. Für das Heil eurer Seelen ergriff ich das Schwert. —

„Kaupo!“ begann der Held Umanta noch einmal feierlich langsam, und prophetische Begeisterung leuchtete aus seinem Gesichte. — „Erhaben und schrecklich ist dieser Augenblick! Das Loos unserer Brüder, unserer Enkel und Urenkel bestimmt er, auf lange, lange Jahrhunderte hin! In deiner Hand liegt das furchtbare Loos! Beharrest du in der Verblendung, so bringst du unsägliches Elend über das Volk deiner Brüder. Knecht wird es sein jenen Fremdlingen; nein, ihre Heerde; — elender noch als ihre Heerde! In dem Erbtheil seiner Väter wird ein Geschlecht unsrer Enkel nach dem andern, im Elend geboren werden zum Elend; sie werden das Schicksal des Hundes beneiden, der die Thüre der Fremdlinge hütet: er sättiget sich, indeß sie oft der Hunger auf eben dem Acker entseelen wird, dem sie reiche Erndten abzwangen, für der Fremdlinge Scheuren. Sie werden zum Acker gehören, wie der Stamm zum Boden; werden geringgeachtete Waare sein auf den Märkten der

Räuber. Aus der väterlichen Hütte entfliehen — ach! wer vermag es anders, als mit gebrochenem Herzen! Wer vermag es, geißelt ihn nicht das unerträgliche Elend fort! — Doch wird es strafwürdiges, hohes Verbrechen sein! — Raupo! Entnernte, elende Weichlinge werden oft das Mark unsrer Enkel verschlemmen; werden für milde gelten, wenn sie nicht im Schooße der geschändeten Tochter verlangen, die wehklagende Mutter todtzugeißeln, oder dem Sohne befehlen, den Vater zu stäupen, weil er dem Elend' erlag. — Ach, Raupo! Unter dem schändlichen, gräßlichen, ehernen Joche werden unsre Enkel, erniedrigt, entmenschet, selbst das Andenken verlieren, daß ihre Väter einst ein edles, freies Volk gewesen! — Mein Bruder! Zerreiße die Banden des Truges! Kehre zurück zu deinem Volke! Hilf uns, die hinterlistigen Räuber herauszustäupen aus unserm Eigenthume, mit ihren Greueln zurück, in ihr eigenes Land! —

So sprach der Held, und wußte selbst kaum, was er sprach: der Geist der Weissagung hatt' ihn ergriffen.

Raupo hielt den finstern Blick an dem Boden geheftet. Furchtbare Stürme wütheten in seiner Brust. Da schmetzerten die Trompeten über das Feld, und plötzliche Wuth entstellte seine Gebährden. „Schüzet mich, ihr Heiligen! Schüze mich, Königin des Himmels, in dieser Versuchung! Laß mich nicht mit sündlichem Weichmuth unsterbliches, ewiges Heil hingeben für irdisches Elend, für Worte! — Falle, Lasterer! Falle als Opfer, deine Schmähungen zu sühnen; Du hast den Himmel gelästert!“

Wild wie die schäumende See zum Felsen heranstürmt, stürmt' er daher auf Omanta; aber der Held stand ruhig und fest, wie der Fels herabsieht auf die stürmende Woge. Lange schont' er des geliebten Freundes, ob sein eignes Blut gleich aus mancher Wunde schon floß. Da stießen die Waidelotten kläglich in ihre Hörner und die Trompeten jubelten laut. Omanta erinnerte sich, er kämpfe um höhern Lohn als sein Leben: — das hatt' er willig geopfert, Aytens Bruder zu retten! — Er schwang sein Schwert: Kaupo's Schild lag zersplittert im Sande. Er schwang es noch einmal mächtigen Armes: mit zerspaltenem Haupte stürzte Kaupo dem Schilde nach. Laut frohlockte das Volk und die Hörner tönten Jubel.

Aber auf sein Schwert gestützt, stand der menschliche Held Omanta über die Leiche gebückt, und seine Zähnen fielen auf die Wunden, die er geschlagen. „So bist du gefallen, mein Bruder? Gefallen durch meine Hand! Gefallen für fremde Tyrannen!“

Da er so sprach: wie eine Flamme durch ein reifes Saatengefilde, verbreitete sich das Gift von Kaupo's Schwert durch sein erhitztes Blut. Es lähmte seine Kraft; es brach seine Gelenke, es warf plötzlich den Helden nieder an die Seite seines erschlagenen Bruders. Wehklagend stürzte das Volk herbei: es sah das Auge des Helden brechen. Noch einmal dehnte sich aus vor seinem Geiste das gräßliche Gefilde voll lebender Menschenengerippe. Er stammelte leise: „Rettet, ich glaube an Dich!“ —

Voll unendlichen Jammers trugen die Letten den Leichnam ihres gefallenen Fürsten zur Heimath; mit zerknicktem Muthe geleitete Azo sie. Verzweifelnd entfloh das Volk der Liven, und das Schwerdt der Fremden wüthete in ihrem flüchtigen Gewimmel.

E r k l ä r u n g .

Bei keinem Werke, das ich bis jetzt mit Rücksicht auf die Livländische Leibeigenheit schrieb, mußte es mir so wichtig sein, allen geßiffentlichen Mißdeutungen vorzubeugen, als bei diesem. Ich wiederhole also auch hier, was ich schon so oft sagte:

Es wäre strafwürdiger Unsinn, einen ganzen Stand, der so viel edle, hochachtungswürdige, selbst große Männer hervorbrachte, den Livländischen Adel im Allgemeinen tyrannischer Verderbtheit zu bezüchtigen. Nein! Dieser Verirrung, so oft man mir sie vorgeworfen hat, bin ich nie fähig gewesen. Immer war es nur die Verfassung Livlands, oder richtiger, waren es die Verhältnisse, die sie dem Adel zu dem Ackermanne giebt, was ich angriff. Sie stellt den ersten wie eine unbewegliche, giftigschattende Wolke zwischen den Thron und seine wichtigste, zahlreichste Classe von Unterthanen. Ihre Schuld ist es, daß ein entwürdigendes Joch, das einst drei edlen, freien Völkern aufgelegt wurde, nach sechs-

hundert Jahren, mit wenig Modificationen, noch immerfort lastet; ihre Schuld, daß der schwache Schimmer der allgemeinen Aufklärung Europa's, der zu den Letten, Esthen und Liven durchbrechen konnte, nur dem einzelnen Strahle gleicht, welcher am hohen Mittage durch die Mauerspalte eines Kerkers dringt, und den unschuldig Gefesselten die schreckliche Kette, deren Last er bisher nur fühlte, auch sehen läßt.

Verhältnißmäßig mag es wohl in allen Ständen eine gleiche Anzahl edler und verworfener Menschen geben: doch kein einziger Stand sollte Gerechtsame besitzen, welche der Bössartigkeit seiner schlechten Mitglieder freien Spielraum gewähren. Jene Verfassung aber: welche Verbrechen begünstigt sie nicht? Dem unglücklichen Landmanne gehört sein eigener Körper nicht an: ist seine Herrschaft habüchtig, welchen Theil seines sogenannten Vermögens sollte sie ihm nicht, unter irgend einem Vorwande, entreißen können, ohne einen Raub begangen zu haben? Er ist, beinahe völlig recht- und willenlos, ihr zum Spielwerke ihrer Launen und Entwürfe hingegeben: bei welcher Mißhandlung wird der Eigenthümer eines solchen, wenn er böshaft ist, seine Gerechtsame glauben überschritten zu haben. — Zwar den Leib eigenen zu tödten, verbieten Gesetze. Ist sein Erbherr unmenschlich, so lebt der Unglückselige nicht, so ist sein ganzes Daseyn ein fortwährender bitterer Todeskampf!

Bei dieser Lage der Sachen, mußte wohl das treue Gemälde, das ich vor sechs Jahren in meinem Werke

„Die Letten,“ von den Greueln der Leibeigenheit in Livland gab, wohin es gelangte, den lebhaftesten Abscheu gegen jene schmäbliche Ausartung erwecken, um so mehr, da in Preußen und Oestreich so lebhaft und wohlthätig zur Aufhebung nur einigermaßen ähnlicher Verhältnisse gewirkt wird. — Aber ich werde nicht müde, es zu wiederholen, nicht den Adel als Adel, nur die Grobherlichkeit desselben über den Ackermann, diese Ausgeburt finstrier Jahrhunderte, versuchte ich zu bekämpfen, und führte ich schreckliche Beispiele ihres Mißbrauchs an, so geschah es nur, meine Angaben zu belegen.

G. Merkel.

Res parvae crescunt.

Der Leser wird zugeben müssen, daß wir, um das Andenken des gefeierten russischen Patrioten Merkel vor den Verunglimpfungen kleinlicher Neider wirksam zu schützen, diesen echt deutschen Mann selbst haben reden lassen müssen, und daß die Sage von Wannem Ymanta (die in der Originalausgabe ein selbständiges Büchelchen von über 200 Seiten ausmacht) daher in unserm Büchlein auf jeden Fall Platz finden mußte. Freilich werden wir uns in Folge dieser Aufnahme die Besprechung vieler andern Themata im ersten Hefte versagen müssen. Wir wollten sonst dem des Russischen nicht kundigen deutschen Leser über die russische Literatur und aus derselben, so wie über das gewerbliche Leben und die vollzogenen großen Reformen Manches erzählen, was ihm sonst nicht leicht zugänglich sein dürfte.

Um die Art des russischen öffentlichen Gerichtsverfahrens dem Leser vorzuführen, haben die baltischen und die übrigen deutschen Zeitungen neuerdings bereits so viel Auszüge über den Netschajewschen Proceß gebracht, daß wir darüber gern hinweggehen. Sämmtliche russische literarische Tageserscheinungen beschäftigen sich seit Jahren damit, die interessantesten Proceßfälle ganz oder auszugsweise ihrem Publikum zur Kenntniß zu bringen. Was blos

einzelne Provinzen, Städte und Kreise interessirt, wird in der Regel nur in den lokalen Zeitungen ausführlich wiedergegeben, in der hauptstädtischen Presse aber nur in so fern berücksichtigt, als der Proceß in irgend einer Art das allgemeine Interesse berührt. Von der baltischen und Petersburger deutschen Presse kann mit großer Genugthuung constatirt werden, daß sie seit den Zeiten des großen deutsch-französischen Krieges, natürlich einige Ausnahmen abgerechnet, eine bedeutend vielseitigere, vorurtheilsfreihere Haltung in Bezug auf Deutsche, Russen, Letten und Esten angenommen haben, als das seit vielen Jahren der Fall war. Möchte dies doch nur lange so fortgehen! Es kommt also in ihnen jetzt auch Vieles aus den russischen Blättern ganz richtig übersezt hinein, was früher entweder gar nicht, oder nur tendenziell stark gefärbt hinein gelangen konnte.

Ein Proceß jedoch, der im Anfange dieses Jahres in Petersburg öffentlich, aber allerdings nicht vor einem Geschwornengericht verhandelt wurde, scheint in der deutschen baltischen Presse in zu sehr ungenauer, abgekürzter Weise zur Sprache gekommen zu sein, obwohl er von einigem lokalen Interesse sein dürfte. Um so objectiv, als nur irgend menschenmöglich ist, zu verfahren, wollen wir über die Veranlassung desselben aus der russischen St. Peterburger Zeitung, als dem einzigen großen russischen Blatte, das der russisch nationalen Strömung fern steht, die Veranlassung desselben entnehmen. Die russ. St. Petersb. Zeitung, die fast beständig mit der russ. Mosk. Zeitung und dem Golos in den Haaren

liegt und sie deutsch- und polenfeindlicher Tendenzen beschuldigt, also doch selbst diesen Lastern nicht anheim fallen kann, enthält in № 82 vom 23. März 1871 folgende Correspondenz aus Riga.

„In Ihrer Zeitung war bereits die Rede von der lettischen Deputation, die nach Petersburg gereist war, und von dem Mißerfolge derselben. Da aber die Nachrichten über dieselbe unrichtig und ungenau nicht nur in der Gesellschaft, sondern auch in der Journalistik wiedergegeben werden, so halte ich es nicht für überflüssig, Ihnen einige kurze aber zuverlässige Auskünfte über die Absendung der Deputation nach Petersburg und über das Schicksal der lettischen Adresse zu geben.

Als im Frühjahr 1870 auf dem Landtage des livländischen Adels die bekannte livländische Adelsadresse unterschrieben wurde, begannen die lettischen Bauern mit besonderem Eifer zu wünschen, daß sie in ihren ökonomischen und gerichtlichen Verhältnissen den Bauern der russischen Gouvernements des Reichs gleichgestellt werden möchten. Der livländische Bauer dürstet nach Unabhängigkeit in den Grenzen, in welchen sie den übrigen Bauern des Reichs geboten ist. Er hört nicht auf, darauf zu hoffen, daß die Regierung nicht unterlassen wird auch über die baltischen Gouvernements dieselben wohlthätigen Reformen auszudehnen, welche bereits in Rußland eingeführt worden sind. Indes befindet sich die Rechtspflege und Administration in den baltischen Gouvernements noch vollständig in den Händen eines einzigen Standes. Unter diesen Umständen erweist sich die

vom Gesetze garantirte Unabhängigkeit und Sicherheit der Person sehr oft als täuschender Schein. Die Bewohner der baltischen Gouvernements haben bisher diese Lage in Geduld ertragen in der Hoffnung, daß auch für sie einmal die Stunde der wohlthätigen Reformen schlagen wird.

Indessen, als in den baltischen Gouvernements und in der deutschen Presse eine Agitation begann in Betreff der livländischen Adelsadresse — in welcher der Adel seine als ungehörig anerkannten Wünsche im Namen des ganzen Landes aussprach, folglich auch im Namen der Letten und Esten — im Angesichte dieser Präntension konnte in den Letten und Esten sehr natürlich der Gedanke erwachen, Protest zu erheben gegen Wünsche und Absichten, die in ihrem Namen ausgesprochen wurden. Es erschien ihnen natürlich daß, wenn der baltische Adel mit der Aeußerung seiner Ansprüche sich an die oberste Staatsgewalt wenden könne, daß dann auch die livländischen Bauern wagen dürften, ihre Bitte an die Stufen des Thrones niederzulegen. *) Dieser Gedanke wurde sofort in Ausführung gebracht. Eine Versammlung von etwa 15 Gemeindeältesten übernahm es, ein Adreßproject zu entwerfen und zu redigiren. Die entworfenen

*) Hierzu macht die Redaction der Zeitung folgende Bemerkung: „Ein solcher Gedanke konnte allerdings bei den livländischen Bauern entstehen; dabei haben sie aber augenscheinlich nur die Thatsache der Ueberreichung der Adelsadresse im Auge gehabt, nicht aber das Resultat, zu welchem dieser Versuch der Ritterschaft geführt hat.“

Adresse wurde in gleichlautenden Exemplaren im ganzen Lande verbreitet und nach Ablauf von zwei Wochen hatten 200 Gemeinden, die mehr als 200,000 Seelen Bevölkerung zählen, diese Adressen unterschrieben, wobei jede Gemeinde ihre eigene Adresse nach Beschluß der Gemeindeverwaltung im Namen der ganzen Gemeinde ausgefertigt hatte. Diese Anordnung nahmen die Gemeindeverwaltungen zu Protokoll und die Glieder der Gemeindevertretung unterschrieben die einzelnen Adressen und versahen sie mit dem Gemeindefiegel. Die lokale Obrigkeit jedoch confiscirte mehr als die Hälfte dieser Adressen und vernichtete sie. Dabei wurden Versuche gemacht, die Adressangelegenheit den Untrieben einzelner Agitatoren zuzuschreiben. Aber diese Versuche waren vergeblich, und im Januar dieses Jahres erschien in Petersburg eine lettische Deputation mit 52 Adressen, die 50,000 Seelen Bevölkerung repräsentirten; es waren diejenigen Adressen, die der Confiscation und Vernichtung entgangen waren. Ich werde Ihnen nicht alle Einzelheiten über die Anwesenheit der Deputation in Petersburg beschreiben; nur in zwei Worten füge ich hinzu, daß der Deputation die Adressen abgenommen sind, und ihr gerathen wurde sobald als möglich zurückzukehren. — Die Deputation mußte ohne ein Resultat erreicht zu haben, heimkehren.“ — — —

Der Artikel, den wir hier nicht weiter übersetzen, um nicht das zu wiederholen, was sich schon aus der nachstehenden Proceßverhandlung ergeben wird — sucht am Schlusse ausführlich den russischen Lesern nachzuweisen, daß

bei der Nichtannahme der Adresse nur ein Mißverständnis habe vorliegen können, und daß die Deputation durchaus nichts Ungefeßliches begangen oder begehrt hat. Wir finden in dem Artikel nur das unrichtig, daß dort gesagt wird, die Deputation habe Nichts ausgerichtet. Uebrigens konnte das dem Correspondenten und auch Manchen Andern so scheinen, die sofort weiß Gott wie große Resultate von diesem Schritte der lettischen Gemeinden erwartet hatten. Dabei wird aber übersehen, daß auch die vorjährige Adelsadresse nicht das Gewünschte sogleich erlangt hat. In politischen Dingen, wo jeder Schritt sehr reiflich überlegt sein will, werden die erfreulichen Resultate nicht wie reife Aepfel sofort von den Bäumen gepflückt. Die Angelegenheit der lettischen Adresse wurde wol zehn oder zwanzig mal von jeder der russischen Zeitungen der Hauptstädte, ja zum Theil sehr ausführlich und eingehend besprochen; Niemand, der Zeitungen überhaupt liest, konnte für die Zukunft im Unklaren bleiben über die Stimmung der Masse der baltischen Bevölkerung. Kann man nun sagen, daß Nichts erreicht ist, wenn solch ein ungeheuer großes Resultat vorliegt, das für die Dauer gar nicht ohne Folgen bleiben kann? Den Deputirten ist in Petersburg jedenfalls kein Haar gekrümmt worden, wenn man den Artikel der „Nordischen Presse“ ausnimmt, der Anlaß gab zu dem nachfolgenden Prozesse. Da wenige Wochen nach Ankunft der lettischen Deputation in Petersburg zwei recht wichtige, vielleicht sehr wichtige baltische Reformgesetze (durch das erste wird Personen jeden Standes aller drei

Provinzen das völlig unbeschränkte Recht eingeräumt, Mühlen jeder Art zu bauen und zu besitzen; das zweite erweitert die Dienstbefugnisse Nichtadeliger in baltischen Behörden und verheißt außerdem eine Revision der Rechte des baltischen Adels überhaupt) der Allerhöchsten Bestätigung gewürdigt wurden — — — so haben wir keinen Grund anzunehmen, daß in den höchsten Sphären der Regierung die baltischen Provinzen ganz aus dem Auge gelassen werden. So klein und unbeachtet auch sonst die lettisch-estnischen Volksinteressen sind, so wachsen sie doch. Schon die Existenz des unten beschriebenen Klagefalles zeugt laut dafür.

In den russischen Kreisen Petersburgs war das Interesse für die lettische Deputation so allgemein, daß, als die „Nordische Presse“ (deren Leitung übrigens sonst meist recht taktvoll ist) einen Artikel gegen die Deputation enthielt, einer der berühmtesten Advocaten Rußlands, gew. Professor juris Spassowitsch, sich selbst erbot, unentgeltlich die Anklage des Blattes zu übernehmen.

Wir lassen nun ohne weitere Einleitung den Proceß selbst ausführlich folgen, weil einige Nebenumstände in demselben von besonderm Interesse sind. Um die Unpartheilichkeit unsererseits vollständig zu wahren, geben wir die Anklagereden Spassowitschs vollständig nach der russischen Zeitung *Golos*, der natürlich mit der lettischen Adresse sympathisirt, die Vertheidigung aber nach der gegnerischen „Neuen Dörptschen Zeitung,“ die eben nur diesen Theil vollständig wiedergiebt. Unter den Richtern befanden sich keine sehr russisch klingenden Namen;

Vorsitzer war der Gehilfe des Präsidenten Fürst Reikutow, Glieder: Milowezki und Graf Borch; die russischen Zeitungen beklagten sich, daß der Ankläger Spassowitsch vier Mal vom Präses unterbrochen worden war, die N. Dörptsche Z. dagegen, daß Herr Spassowitsch stets das politische Gebiet zu betreten versucht habe!! Die Sitzung fand am 29. April in der dritten Abtheilung des St. Peterburger Bezirksgerichts statt, ohne Bethheiligung der Geschworenen, und endete mit der Freisprechung der Angeklagten. Die Neue Dörptsche Zeitung sagt, sie gebe die Rede von Spassowitsch deshalb nicht, weil sie sich weder durch Form noch durch Inhalt besonders auszeichne. Wir sind derselben Ansicht. Herr Spassowitsch hat augenscheinlich, so weit er das Wort hatte, nur ganz einfach den Thatbestand erzählt und beurtheilt. Von dem Bertheidiger Boß ist durchaus nicht daßselbe zu sagen; er stellt Moralgrundsätze auf, die sehr auffällig sind, und die Spassowitsch zuletzt auch in einigen Worten richtig gewürdigt zu haben scheint.

Bei Eröffnung der Sitzung verlas der Sekretär die Klage des Bevollmächtigten des Anklägers Wihtol, Spassowitsch, über den Redacteur der Zeitung „Nordische Presse“ Wilhelm Lindes, die folgendermaßen lautet: „In Folge der in der ersten Hälfte des Jahres 1870 eingereichten allerunterthänigsten Adelsadresse, die um die Erhaltung der örtlichen Privilegien des Adels der Ostseegouvernements bat, wurde von den livländischen Bauern lettischer Herkunft eine Adresse verfaßt und mit zahlreichen Unterschriften der Dorfgemeinden versehen, die im Gegensatz zu der Adelsadresse um die Einführung der Gerichtsverfassung nach dem Gese-

ke vom 20. November 1864 und um die Landvertretung unter Betheiligung aller Stände nachsuchte. Ungeachtet der Bemühungen der örtlichen Polizei, welche die mit Unterschriften bedeckten Exemplare dieser Adresse einzog, wurden der Regierung bis zu 50,000 Unterschriften vorgelegt. Im Januar 1871 kam in S. Petersburg die Deputation der livländischen Bauern an, die aus fünf Gemeindeältesten bestand: Karl Wihtol, Karl Bife, Klahn Holber, Dawid Swirgsding und Jacob Brasting; sie wurde von dem Minister des Innern und dem Chef der 3 Abtheilung der Kanzlei S. M. des Kaisers empfangen und überreichte die Bauernadresse. Auf Veranlassung der Uebergabe dieser Adresse erschien in der „Nordischen Presse“ am 20. Januar 1871 in Nr. 18 ein anonymes Artikel, der die Entstehung und den Inhalt der Adresse und ihre Resultate bespöttelte. Die Presse hat das vollste Recht, ein so allgemeines Factum, wie eine Adresse zu beurtheilen, es zu billigen oder es zu tadeln, aber der Artikel in der „Nordischen Presse“ überschreitet die bloße Kritik der Adresse, indem sie einen Schatten auf den persönlichen Charakter und die Beweggründe derselben wirft und stellt diese Adresse als eine Finanzoperation hin, die für einige Personen sehr einträglich sei, welche damit ihre zerrütteten Vermögensumstände wieder herstellen wollen. Die Verfasser der Adresse werden im Artikel „Industrie-Ritter“ genannt, ein Ausdruck, der in russischer Sprache nur mit „проходимцы и надувалы“ wiedergegeben werden könnte. Da von allen Personen, die sich bei der Verfassung und Uebergabe der Adresse betheiligten, nur mein Client Wihtol, der wirklich lebhaften Antheil an dieser Adresse genommen hat, genannt ist und da derselbe den Ausdruck „Industrie-Ritter“ nur für eine Beschimpfung und die

Anspielung ,als ob die Adresse von seiner Seite nur eine Finanzoperation sei, um sich Mittel zur Existenz zu verschaffen, nur als Verläumdung auffassen kann, so verweise ich als Bevollmächtigter Wihtols auf die Anmerk. zum Art. 1,539 des Straf-Ges., sowohl gegen den verantwortlichen Redacteur der Zeitung „Nordische Presse,“ Herrn Wilhelm Lindes, in Kraft des Artikels 1,044 und ebenso gegen den Verfasser des Artikels, wenn er vom Gericht anerkannt wird, und klage sie der Verläumdung in Bezug auf meinen Clienten Wihtol an. Ich bitte den Herrn Procureur, die Sache den gesetzmäßigen Gang gehen zu lassen, wie er im 511 Art. der Criminalgesetze angegeben ist. Dieser Klage sind beigefügt: 1., die Bevollmächtigung des Herrn Spassowitsch; 2., das Protokoll des Friedensrichters über die nicht zu Stande gekommene Aussöhnung; 3., Nr. der Zeitung, in der der Artikel abgedruckt ist; 4., die Uebersetzung desselben in russischer Sprache; 5., die allerunterthänigste Adresse der Bauern mit 50,000 Unterschriften und 6., ein an S. K. Majestät adressirtes Schreiben, welches von den 5 Gemeindeältesten in Petersburg eingereicht wurde.

Der Bevollmächtigte Spassowitsch bat den Artikel, der in Nr. 18 der „Nordischen Presse“ enthalten ist, zu verlesen und suchte um die Erlaubniß nach, sich auf die bei der Klage beigefügten Dokumente stützen zu können, namentlich auf die Adresse und auf das an S. K. Majestät gerichtete Schreiben.

Der Bevollmächtigte Wosß hatte gegen die Forderung des H. Spassowitsch nichts einzuwenden und bat die Uebersetzung des Artikels vorzulesen, aber nicht die, welche H. Spassowitsch gemacht, sondern die, welche sich bei dem Proceß befindet und

übergab dann den in Nr. 60 der „Nordischen Presse“ abgedruckten Artikel nebst seiner Uebersetzung.

Der Bevollmächtigte Wof. Mein Client wünscht den Verfasser des in Nr. 18 abgedruckten Artikels zu nennen — es ist H. Heubel, welcher bei der Sitzung gegenwärtig ist, und wenn H. Spasowitsch es wünscht, so kann er mit Zustimmung des Gerichts den Platz auf der Klagebank einnehmen.

Der Bevollmächtigte Spasowitsch. Ich wünsche es.

Darauf wurde H. Heubel aufgefordert an den Gerichtstisch zu kommen.

Der Präsident. (zu H. Heubel) Sie haben die Erklärung gehört, die der Redacteur der Zeitung „Nordische Presse“ gemacht hat, und dann den Wunsch des Bevollmächtigten Anklägers vernommen, Sie für den gedruckten Artikel zur Verantwortung zu ziehen. Da aber in der Anklage nur der Redacteur der „Nordischen Presse“ zur Verantwortung gezogen ist, wobei gleichwol hinzugefügt wird, daß auch der Autor, im Falle er bekannt ist, angeklagt wird, so ist doch gegen Sie keine directe Klage erhoben worden und in diesem Falle steht es Ihnen frei, dem Gerichte zu erklären, ob Sie es wünschen, daß die Anklage gegen den Redacteur Lindes in dieser Sitzung verhandelt wird, oder nicht, da Sie das Recht haben zu fordern, erst nach gesetzmäßiger Ordnung durch eine über Sie persönlich eingereichte Klage und nach beim Friedensrichter angestellten Ausöhnungsversuchen hinzugezogen zu werden.

H. Heubel. Ich verantworte, ich wünsche.

Präsident. Wünschen Sie nicht von dem Vergleich beim Friedensrichter Gebrauch zu machen? (Schweigen) Ist es Ihnen nicht unbequem, daß Sie sich nicht zur Vertheidigung haben vorbereiten können?

H. Heubel. Ich war in der Sitzung des Friedensrichters und da ich weiß, unter welchen Umständen der H. Bevollmächtigte Wihitol's sich vergleichen will, so gehe ich auf keinen Vergleich ein.

Präsident. Fühlen Sie sich nicht beeinträchtigt, daß Sie ohne eine persönliche Anklage, ohne sich zur Vertheidigung vorbereitet zu haben, vor Gericht gezogen werden?

H. Heubel. Nein.

Präsident. Ist in diesem Falle Ihnen nicht gefällig Ihren Platz einzunehmen?

H. Heubel setzt sich auf die Anklagebank.

Darauf antwortet Heubel auf die Fragen des Präsidenten, daß er erblicher Ehrenbürger und bei der „Nordischen Presse“ Mitarbeiter ist, und daß er H. Wof zu seinem Vertheidiger zu haben wünscht.

Hierauf wurde von dem Uebersetzer der in's Russische übersetzte, in Nr. 18 der „Nord. Presse“ abgedruckte Artikel vorgelesen, der folgendermaßen lautet: *)

„Schon vor dem Beginne der Butterwoche spielte in aller Stille und größtentheils hinter den Coulissen eine Tragi-Comödie, welche nach langer Vorbereitung endlich in Scene gesetzt werden sollte. Das Stück heißt „die lettische Adresse.“ Handelnde Personen sind verschiedene in ihren verschiedenen Theilen. Die Einleitung oder der Prolog beginnt in einem lettischen Bezirk in Livland. Es handelt sich um eine sehr zeitgemäße Finanz-

*) Da uns leider Nr. 18 der „Nord. Pr.“ nicht vorliegt, so müssen wir den Artikel aus dem „Golos“ übersetzen. Die deutschen baltischen Zeitungen hatten jetzt Tact genug bewiesen, dieselben Artikel in ihren Spalten nicht aufzunehmen.

operation — um die Zusammenstellung einer Adresse zur Uebergabe einer gemeinsamen Bitte. Das Monöver ist zeitgemäß, denn es erweist sich als recht vortheilhaft zur Erlangung von Existenzmitteln für einige Industrieritter, deren ökonomische Angelegenheiten sehr zerrüttet sind; die Ergebnisse der Sammlung sind ebenso reichlich, wie die Unterschriften.

Diese letzteren belaufen sich auf 30,000. Derjenige, welcher in der Rechenkunst nicht weiter als bis zum Nummeriren gekommen ist, wird nicht begreifen, daß er vor sich einen Coeffizienten von sehr bedingtem Werthe hat. Wem wird die Controlle gelingen? Das Papier ist geduldig und die lisländischen Bauern gaben Gott sei Dank mehr als zu einer Unterschrift ihre Namen her, wenn man ihnen goldene Berge versprach. Die Einleitung, in Petersburg inauguriert und in Moskau applaudirt, war beendet, die Truppe begiebt sich nach Petersburg, um ihren Personalbestand zu vergrößern; es fehlt eine lustige Person die den Prolog vordeklamirte. Hier erscheint dieselbe in der Gestalt des „Golos“ im allegorischen Costüm; es fehlt auch nicht an Intriguen zwischen den Acteuren. So intriguiren der Director, welche die Heldenrolle spielt, und die lustige Person unter einander. Im Prolog soll die Truppe der Geneigtheit des Publikums empfohlen werden, aber um die Geneigtheit des Publikums zu bitten haben die Spieler keinen Grund, und sie zu wünschen ist keine Ursache vorhanden. Aber dessenungeachtet wird der Contract abgeschlossen. Wer ist der betrogene Betrüger? Unterdessen wird Alles Nöthige gefunden, die Adressen werden eingebunden und der Einband mit goldener Schrift verziert. Es beginnet der erste Act. Ort der Handlung — ein Gasthaus in S. Petersburg. Handelnde Personen — der Führer der Letten Witold nebst

Suite. Die Adressen werden übergeben und zu den Acten gelegt. Witold ist, wie der in segensreichem Andenken stehende Führer der Semgallen *) gleichen Namens, mit den Forderungen des gesellschaftlichen Lebens nur wenig bekannt; unter Anderm weiß er nicht, daß man mit dem Gegenstande, um den man bittet, mehr als bloß durch Hörensagen bekannt sein muß; seine Suite versteht davon noch weniger.**) Der Ursprung der Adresse und wie sie zusammengestellt, ist noch weniger bekannt. Nach zweistündigen Beweisen vollständiger Unwissenheit geht Witold nebst Suite von der Scene und in ihnen steigt zum ersten Mal der Gedanke auf, daß sie Fiasko erlitten haben. Der erste Act ist beender; es folgt ein Intermedium und wieder Spiel hinter der Scene. Die Acteure bemühen sich, einander Tapferkeit einzufloßen, obgleich sie das Lampenlicht scheuen. Sie sind bereit, den

*) Allen Respect vor den historischen Kenntnissen des Herrn Autors! Bis zum Erscheinen seines Aufsatzes hatte alle Welt, vom Professor an bis zum Tertianer oder Quartaner im Gymnasium geglaubt, Witold sei ein Fürst der Litthauer gewesen. Nur die unterste Classe der Elementarschüler war darüber zuweilen im Zweifel.

**) Anm. Herr Wihtol ist wie man uns mittheilt, ein wohlhabender und gebildeter Grundbesitzer, der ein Gymnasium mit Erfolg besucht hat, folglich selbst historische Schnitzer, wie der obige, nicht machen könnte. Der Verläumder wußte das freilich nicht. Zur höl ist unangenehmen Ueberraschung mancher Frager wußten nicht nur Herr Wihtol, sondern auch alle andere Deputirten nach der Versicherung von Augenzeugen sehr genau, um was sie bitten. Namentlich führten sie selbsterlebte haarsträubende Beispiele an aus der baltischen Justiz — die ja mit ihrer ganzen Schwere nur auf den Letzten und Ersten lastet und den baltischen deutschen Bürger nur selten nebenbei etwas schammt.

zweiten Act zu spielen, wenn es nöthig ist, auch den dritten. Wie ihnen das Spiel gelungen ist, wird man in der Folge sehen und dann kommt der Epilog."

Darauf wird der in Nr. 60 der Nordischen Presse abgedruckte Artikel in russischer Uebersetzung vorgelesen, wobei erklärt wird, daß der Autor des in Nr. 18 dieser Zeitung abgedruckten Artikels durchaus nicht den Witold, der zur Uebergabe der Adresse nach Petersburg gekommen war, gemeint habe.

Der Bevollmächtigte Spassowitsch. W. H. Richter. In Nr. 18 d. Z. „Nordische Presse“ von diesem Jahre ist ein Artikel enthalten, in welchem in caricaturenhafter Weise wirkliche Thatsachen dargestellt werden, aber nur eine der beteiligten Personen wird genannt, und zwar Witold. Im Namen des Gemeindeältesten vom Raugerhoffchen Gebiet im Wolmarschen Kreise im Livländischen Gouvernement erhebe ich eine Klage wegen Beleidigung. Ehe ich an die Einzelheiten des Artikels schreite, sei es mir zuerst erlaubt zu beweisen, daß mein Wihtol und der im Artikel erwähnte Witold ein und dieselbe Person ist. Zu beweisen ist das nicht schwer: erstens ist Wihtol und Witold derselbe Personen = Name, der nachher Familienname wurde; Witold ist der litthauische Name, Witol aber der lettische; der Unterschied der beiden Namen ist ungefähr derselbe wie z. B. der Unterschied in dem polnischen Krajewski (Краевски) und dem russischen Краевский, im letzten Falle ist das kurze ä zugefügt. Zweitens hat kein anderer Wihtol oder Witold außer meinem Klienten an der lettischen Adresse sich betheiliget, sondern nur der Wihtol, der mit 4 andern Gemeindeältesten, Bife, Holver, Swirgsding u Brastring nach Petersburg kam. Drittens endlich, wenn noch ein Zweifel hinsichtlich der gleichen Bedeutung der beschriebenen Per-

son mit meinen Klienten bliebe, so wird er vollständig dadurch vernichtet, daß man in diesem Artikel den Führer der Truppe mit dem fabelhaften Führer und Helden der Semgallen desselben Namens vergleicht. Die Semgallen sind ein Zweig des lettischen Stammes, und bei den Litthauern existirt wirklich ein Epos, als dessen Held Witold auftritt. Ein diesen Gegenstand behandelndes Epos ist bekannt unter dem Namen Witolaranda oder „das Lied von Witold.“ Auf diese Weise setze ich voraus, daß Wihtol mit der Zufügung d ein und dieselbe Person ist mit Karl Wihtol, dem Ältesten des Raugerhoffschen Gebietes. Der Artikel der „Nordischen Presse“ über die lettische Adresse bespricht sie in seiner lächerlichen Weise, was das Recht der literarischen Kritik noch nicht überschreitet. In der That kann jedes gesellschaftliche Ereigniß von der Presse entweder von einer ernstern, oder komischen, oder auch scherzhaften Seite betrachtet werden, man hätte sogar dem Artikel eine Bignette beifügen können, die an der Adresse beteiligten Personen darstellend, Alles das ist erlaubt; aber man darf Niemand mit unanständigen Ausdrücken schimpfen, Niemand eine unehrenhafte Handlung zuschreiben, die er nicht begangen hat. Ich finde, daß der Artikel der „Nordischen Presse“ sowol das Eine als das Andere enthält. Vor allen Dingen ist in dem Artikel ein Wort gebraucht, das ich für ein Schimpfwort halte: „Industrie-Ritter.“ Dies Wort ist eine Uebersetzung des französischen chevalier d'industrie, das Wort kann man durchaus nicht in der russischen Sprache wiedergeben. Der „Golos“ übersetzte es mit „Schelme“ (плуты) die С.-Петер. Вѣд. mit „проходимцы“; man könnte auch sagen „Betrüger“ надуватели; doch alle diese Worte geben das nicht wieder, was man unter dem deutschen Wort „Industrie-Ritter“

versteht. Es bedeutet einen Menschen, dem Anscheine nach einen Gentleman, einen Cavalier, von anständigem Aeußern, der sich in eine ordentliche Gesellschaft eindrängt, Taschenspielerstücke macht, betrügt, die Beutel aus der Tasche zieht u. s. w. Ich denke, es kann kein Zweifel sein, daß das Wort Industrie = Ritter eine Beleidigung, eine Schmähung ist. Die „Nordische Presse“ bleibt aber dabei nicht stehen und erklärt noch, warum sie den an der lettischen Adresse beteiligten Personen diesen Beinamen gegeben hat. Die Erklärung ist noch schlimmer, als die Benennung. Nach den Worten der „Nordischen Presse“ besteht das Handwerk dieser Ritter darin, aus der Zusammenstellung von Adressen eine vortheilhafte Finanzoperation zu machen, daraus Einkünfte zu ziehen, Mittel zur Existenz zu erhalten und ohne Mühe ihre zerütteten Vermögensumstände herzustellen. Dieses Verfahren kann man nur auf zweierlei Weise sich erklären; entweder sich vorstellen, daß die Einkünfte von den Bauern, die sie betrügen, bezogen werden, dann sind sie dasselbe, was wir in unserm gesellschaftlichem Leben „Blutsauger“ nennen. Ich denke, daß wenn man Jemand ohne Grund einen „Blutsauger“ nennt, oder ihm Eigenschaften zuschreibt aus welcher man die Bezeichnung „Blutsauger“ verstehen muß, so ist das nicht bloß eine Beschimpfung, sondern eine Verläumdung, man spricht nicht bloß von einer ehrlosen Handlung, sondern von einem ganzen Leben voll Unsittlichkeit und Ehrlosigkeit. Vom dirigirenden Senat wurde im vorigen Jahre in dem Proceß Kunkin Nr. 221 bestimmt, daß wenn eine ordentliche Frau mit einem Worte benannt wird, das man mit dem Buchstaben H... schreibt, so ist in diesem Worte schon Verläumdung, da man sie einer unwürdigen Lebensweise beschuldigt. Hier ist dasselbe der Fall. Die andere Erklärung, die man unter Industrie = Ritter

versteht, ist noch schlimmer, nämlich folgende. Wenn die Industrie-Ritter, von denen die „Nord. Presse“ spricht, ihre Mittel nicht von den Bauern bezogen, so haben sie sie von anderer Seite erhalten, so sind diese Personen engagirt, um zu agitiren, und sie agitiren, weil sie bestochen sind. Allen ist bekannt, daß sich eine polnische, eine schwedische, eine deutsche Intrigue gezeigt hat: warum sollen deutsche Zeitungen nicht ebenso verfahren? Warum sollen sie nicht von einer russischen sprechen, die von Petersburg und Moskau ausgeht? Ich glaube, daß es für einen für die Oeffentlichkeit wirkenden Mann keine größere und kränkendere Beleidigung geben kann, als wenn man ihn bekauft und bestochen nennt, das ist noch ärger, als wenn man ihn der Ehrlosigkeit in Privat-sachen beschuldigt. Auch auf diese Weise ausgelegt, ist also das Wort „Industrie = Ritter“ wie die „Nordische Presse“ es versteht, eine Verläumdung. Ich muß bemerken, daß in dem Artikel „Industrie = Ritter“ gesagt wird, ohne eine Person zu nennen, aber dafür wird, am Ende desselben Artikels, 32 Zeilen von der Phrase, der Name Wihbold oder Wihbol, den ich jetzt hier vertrete, genannt und seine Handlungsweise beschrieben. Nach dem Artikel Nr. 60 ders. Ztg. zu urtheilen, welcher hier von meinem Gegner vorgelegt wurde, vermuthe ich, daß er zu beweisen suchen wird, daß in Nr. 18 ein Anderer unter dem Namen Industrie = Ritter gemeint ist, und daß der Industrie = Ritter eine Person für sich, und mein Client Wihbol eine Person für sich sei. Ich glaube, daß diese Erklärung dem Gericht als Vertheidigung vorgelegt werden wird; sie ist in der hier verlesenen Nr. 60 der „Nord. Pr.“ enthalten, aber ich denke, daß diese Erklärung keinen Grund hat. Die „Nord. Pr.“ beabsichtigte vielleicht wirklich ihr Wort zurück zu nehmen, aber die Retraction macht die Beleidigung nicht

gut; wenn der Wille da ist, Jemand Industrie = Ritter zu nennen, und dann, wenn man ihn so genannt, das Wort zurück genommen wird, so besteht die Beleidigung, obgleich nicht in vollem Maaße. So kann man, denke ich, dem Worte der „Nord. Pr.“ in der Beziehung keinen Glauben schenken, daß die Benennung, „Industrie = Ritter“ sich nicht auf Wihtol bezogen habe. Um zu beweisen, daß er nicht darunter gemeint ist, so schlage ich meinem Gegner vor, zu sagen, wer denn diese Industrie = Ritter sind? Genannt ist nur allein Witold oder Wihtol. Auf diese Weise wird jeder Leser, der sogar weiß worum es sich handelt, da er keinen andern Namen außer Witold oder Wihtol findet, diese Worte gerade auf ihn beziehen.. Wenn meine Gegner wissen, wer diese Industrie = Ritter sind, so bitte ich, und sie sind dazu verpflichtet, sie zu nennen. Wenn im Artikel alle Gemeindeältesten genannt wären, so würde diese Klage eine Collectiv = Klage sein; ich würde aber bitten, sie nicht mit scherzhaften, oder ausgedachten und nicht existirenden Namen zu benennen, sondern mit wirklichen; da aber das unmöglich ist, indem nur eine Person genannt wird, so kann man augenscheinlich nicht sagen, daß man darunter irgend welche deutsche Schriftsteller Sch. oder von Bock gemeint habe. Noch eine andere Art wäre folgende: ich schlage vor, die Seilen zwischen dem Worte Industrie = Ritter und den Worten, wo Wihtol als handelnde Person auftritt, genauer zu betrachten. Ich finde, daß in diesem Stücke ein ganzes Netz von Fäden und Drähten enthalten ist, welches das Wort Industrie = Ritter mit Wihtol verbindet, daß darunter kein Anderer verstanden werden kann. Um dieses zu beweisen, bitte ich das Gericht um die Erlaubniß, in chronologischer Ordnung alle Facta dieser Angelegenheit betrachten zu können, um die Wirklichkeit, wie sie war, festzustellen. Dabei muß

ich dem Gericht versichern, daß ich, obgleich ich ein politisches Ereigniß — die lettische Adresse besprechen muß, doch nur so viel davon berühren werde, als wie zur Vertheidigung Wihtols nöthig ist, d. h. daß ich nicht wagen werde die Politik zu berühren. Vor allen Dingen muß ich von dem sprechen, wovon der Artikel schweigt, was aber wirklich existirt. Die „Nord. Pr.“ stellt die lettische Adresse hin, als sei sie nichts, als eine Agitation... In Wirklichkeit erschien die lettische Adresse als Antwort oder in Folge einer andern, welche unter dem Namen Adelsadresse bekannt ist. Diese beiden Adressen stehen im ernstern Bezuge und Zusammenhange zu einander. Die zweite Adresse ist durch die erste hervorgerufen. Ihr Ursprung ist folgender; ich halte mich nur an Facta, ohne sie abzuschätzen. In den baltischen Gouvernements existirt eine große Trennung, erstens der Standesunterschied und zweitens der nationale oder Stammesunterschied.

Präsident. Bitte sich an die geraden Facta in Bezug auf die livländische Adelsadresse und die lettische Adresse zu halten und sich nicht bei Betrachtungen der Facta und Handlungen der Parteien, die Ihrer Meinung nach dort existiren, aufzuhalten.

Spasowitsch. Erlauben Sie mir wenigstens zu sagen, was die Bauern forderten, und warum sie das forderten. Im Januar 1870 wurde auf dem Landtage zu Riga eine livländische Adelsadresse eingereicht, in der um das, was wir Autonomie, lokale Selbstverwaltung nennen, und Freiheit des Glaubens, der deutschen Sprache in der Administration, gebeten wurde; alles dies gründete man auf historische Vorgänge, historisches Recht, da aber die Bauern dieser Gouvernements in höchst feindschaftlicher Beziehung zu dem Adel stehen, so verstehen sie alles, was der Adel sagt, anders und so haben sie auch das, was in der Adelsadresse gesagt

ist, anders aufgefaßt. Das Wort „Autonomie“ heißt in der Bauernsprache (ob mit Recht oder mit Unrecht, darauf gehe ich hier nicht ein) „Feudalismus.“ Die Bauern haben verstanden, es kann vielleicht ganz unbegründet sein, daß die Adels = Autonomie — eine Autonomie ist, die sie für immer von der Einheit des Reiches abschneidet und sie der Gerichtsverfassung und der Institution der Semstwa beraubt, durch die überall die Einheit des Staates befestigt wird. Da entschlossen sie sich, ein entgegengesetztes Gesuch einzureichen, und baten um zwei Dinge, die in der Adresse erwähnt sind, erstens um die Einführung der neuen Gerichte auf denselben Grundlagen wie im übrigen Rußland, und zweitens um die Institution der Semstwa, unter Betheiligung aller Stände. Sie reichten von ihrer Seite ein Gesuch ein, der Adel dagegen von seiner Seite. Diese Adresse erhielt viel Unterschriften, die wie die „Nord. Presse“ selbst sagt, sich auf 30,000 belaufen. Es sind vielleicht auch weniger Unterschriften gewesen, aber sie sprachen den Wunsch und den Willen des größeren Theils der Bevölkerung aus. Im Wolmarschen Kreise, so wie in andern Gegenden, sammelten die Gemeindeältesten und Schreiber...

Präsident. Hinsichtlich der Zusammenstellung der Adresse hat sich hier bei der gerichtlichen Untersuchung nicht ein Umstand ergeben, aus dem man den Schluß, den Sie ziehen, machen könnte. Da die endgiltigen Debatten aus dem, was die gerichtliche Untersuchung ergibt, gezogen werden sollen, so bitte ich Sie, in den Grenzen der gerichtlichen Untersuchung zu bleiben.

Spasowitsch. Die Unterschriften zur Adresse wurden gesammelt. Das ist das, was die „Nordische Presse“ Vorspiel, inauguriert, applaudirt in Petersburg und Moskau, nennt. Es ist dieses eine deutliche Anspielung darauf, daß die Adresse nicht freiwillig

verfaßt, nicht durch Nothwendigkeit veranlaßt wurde, sondern daß eine unsichtbare Hand in Petersburg und Moskau diese Angelegenheit leitete, und diese Adresse hervorrief. Als diese Unterschriften gesammelt waren, da wählten die Bauern, um die Adresse abzuschieken, eine Deputation, an deren Spitze Wihtol stand. Die übrigen Glieder der Deputation waren die schon von mir in der Klage genannten Personen. Sie begaben sich nach Riga und von dort nach Petersburg. Ueber die Vorgänge bei Abgabe der Adresse, ergeht sich nun die „Nord. Pr.“ in giftigen Anspielungen, deren Sinn man möglichst klar aufdecken muß. Nach ihren Worten begiebt sich eine ganze Gruppe von Acteuren nach Petersburg; an der Spitze dieser Gruppe steht ein Director, der dann Wihtol genannt wird, denn die Gleichheit zwischen meinem Clienten Wihtol und dem im Artikel genannten Witold ist unbestreitbar; es wird dann gesagt, daß sie nach Petersburg gekommen sind und Jemand suchen, der sie dem Publikum empfehle und daß sie dann eine Person gefunden haben, die sie vorstellen, nach den Worten der Zeitung den „Prolog“ sprechen sollte. Diese Person sei der „Golos.“ Der Golos ist eingeladen, aber unterdessen spielt zwischen ihm und dem Golos wie die Nord. Pr. sagt, eine Intrigue. Die Worte des Artikels sind sehr dunkel. Es wird gesagt, daß die Acteure durchaus nicht um die Wohlgeneigtheit des Publikums, um die der „Golos“ nachsuchen sollte, Sorge tragen, und für den Wunsch der Acteure fehlt es dem „Golos“ an Sprache. Endlich ist, nach verschiedenen Schwankungen der Contract abgeschlossen und es fragt sich, wer der betrogene Betrüger ist. Ich würde wünschen, daß mein Gegner mir sagte, ob ich mich irre oder nicht; ich meine aber, daß hier auf eine Befaufung des Golos von Seiten der Letten angespielt

wird, der einen sachlichen Beweis für die Wohlgeneigtheit haben wollte, und da er sie nicht erhalten, nur die Ankunft der Letten meldete, ohne den Grund derselben anzuführen. In der That ist Folgendes geschehen, und ich hat daher ein Stück aus der Nummer des „Golos“ vom 20. Januar zu verlesen, desselben Datums, an dem der Artikel in der „Nr. Pr.“ erschien. Bei der Ankunft der Letten in Petersburg war im „Golos“ eine kurze Bemerkung über dieselbe enthalten, aber sie war unvollständig und ungenau. Als diese Bemerkung erschienen war, so schrieb einer der Letten einen Artikel, um im „Golos“ diese Fehler zu verbessern, und auf diesen stütze ich mich. Daher kann ich diese Worte: „der Contract ist geschlossen“ und „wer ist der betrogene Betrüger“ nicht anders verstehen, als daß Wihtol, der geglaubt, daß der „Golos“ den Letten umsonst dienen würde, dennoch habe bezahlen müssen und sich in seinen Rechnungen geirrt habe. Ist eine solche Voraussetzung möglich! Worauf gründet sie sich? Die Letten haben keine eigene Zeitung. Wenn die Moskauer und Petersburger Presse ihnen beisteht, so kommt es daher, daß sie mit ihnen in ihrer politischen Ueberzeugung oder aus Menschenliebe sympathisirt. Ich werde jetzt die 32 Zeilen, die das Wort „Industrie = Ritter“ vom Namen Wihtol trennt, durchnehmen. Diese 32 Zeilen handeln von denselben Personen, die im Prologe und im ersten Act eine Rolle spielen. Es ist jetzt nur ein Act vorhanden, aber es können der zweite und dritte und endlich der Epilog folgen. Worin besteht dieser eine Act? Man ladet die lettischen Deputirten ein, man nimmt von ihnen die Adresse und legt sie in's Archiv. Darauf fragt man sie, worum sie bitten. Sie sind dermaßen unwissend, daß sie nicht einmal wissen, was sie wollen; damit werden sie entlassen. Erlauben Sie jetzt, die

Wahrheit zu ergründen und die Carricatur der Wirklichkeit gegenüber zu stellen. In Wirklichkeit ist Folgendes vorgegangen: Die Letten waren beim H. Oberpolizeimeister, dann beim General-Gouverneuren Fürsten Bagration-Muchranski, dann beim Minister des Innern und endlich beim Grafen Schuwalow und hatten wirklich überall Mißerfolg: es glückte ihnen nicht, zu S. M. dem Kaiser zu gelangen. In der Audienz beim Grafen Schuwalow...

Präsident. Dies gehört nicht hierher.

Spasowitsch. Ich habe natürlich keinen Beweis, aber dieser Umstand ist sehr wichtig.

Präsident. Ich bitte Sie, sich in bestimmten Grenzen zu halten.

Spasowitsch. Auf diese Weise ist die letzte Phrase des Artikels eine Verhöhnung dessen, daß die Letten nichts erreichten und mit leeren Händen aus Petersburg zurückkehrten. Ich finde, daß diese Verhöhnung wenigstens unpassend und unwürdig ist, denn das Nichterreichen des Zieles giebt noch nicht Grund zum Lachen; die Letten lachten ja auch nicht über die Livländische Adelsadresse, die einen gleichen, wenn nicht größeren Mißerfolg gehabt hatte. Ich glaube, daß alle diese Erläuterungen, die ich der Nothwendigkeit wegen in kürzester Form darlegen mußte, das Gericht überzeugen werden, daß der Artikel der „Nr. Pr.“ die Personen, von denen ich spreche, d. h. Wihol und seine Gefährten gemeint hat und daß sie unter „Industrie-Ritter“ gemeint sind, daß sie nämlich, wie diese Stg. sagt, von dieser Adresse Geld ziehen und Mittel zur sorglosen Existenz sich herbeischaffen wollen. Ich finde, daß hier Grund genug ist den Redacteur der „Nr. Pr.“ und den Autor des Artikels für Verläumdung zu bestrafen. Ich hoffe, daß das Urtheil nicht bloß

gerecht sein, sondern auch der Literatur zum Nutzen gereichen wird. Bekanntlich genießt unsere Literatur jetzt die Pressfreiheit; die Pressfreiheit besteht hauptsächlich darin, daß Jeder frei die gesellschaftlichen Fragen besprechen und seine Ueberzeugung darlegen kann; aber damit diese Freiheit wirklich Früchte tragen kann, ist es nothwendig, daß die Streitigkeiten über gesellschaftliche Fragen keine persönliche Form annehmen, daß die Streitenden einander nicht mit Noth bewerfen; derjenige, der einer bestimmten Richtung, einer bestimmten Partei angehört, darf seine Gegner nicht mit unanständigen Namen benennen, die seiner Ehre schaden können; so darf man z. B. Wihtol nicht einen Miethling oder bekaufteu Agitator nennen; ebenso nenne ich auch die Zeitung kein bezahltes Organ der baltischen Barone, obgleich sie deren Interessen vertheidigt. Darum setze ich voraus, daß der Entscheid des Gerichts den politischen Ruf Wihtols schützen wird, wie viele andere Gerichtsprüche die private Reputation und das Privatleben anderer Bürger in Schutz nehmen.

Die Vertheidigungsrede geben wir nun nach der Neuen Dörptschen Zeitung. Also:

Herr Wof begann: Indem ich die Vertheidigung des verantwortlichen Redacteurs der „Nord. Presse“, Wilh. Lindes, übernahm und gleichzeitig in gegenwärtiger Sitzung zum Vertheidiger des zweiten Angeklagten, des erbl. Ehrenbürgers Heubel gewählt wurde, welche der Verleumdung und Beleidigung in der Presse gegen den Kaugersshoffschen Gemeindeältesten, Herrn Wihtol, beschuldigt sind, glaube ich nicht mich damit zugleich auch zum Vertheidiger der Beschimpfung einer Privatperson gemacht zu haben und demnach zum Besten öffentlicher Verläumdung und Beleidigung zu sprechen. In Preßangelegenheiten,

meine Herren Richter, sind die Rechte und Interessen privater Personen garantirt gegen die Angriffe Seitens der Redacteurs und Verfasser der Artikel durch zwei Bedingungen. Einmal dürfen in dem veröffentlichten Artikel einer Zeitung keinerlei Ausdrücke enthalten sein, welche im öffentlichen Leben als Schmähung gelten, und zweitens wird gefordert, daß Niemand einen Andern verläumde, d. h. ihm Handlungen zur Last lege, welche den Gesetzen der Ehre zuwiderlaufen. Daher bin ich der Ansicht, daß in vorliegender Sache dem Gericht nicht die Entscheidung der Frage zusteht: sind jene Ueberzeugungen und Meinungen richtig oder unrichtig, welche der Verfasser des Artikels ausgesprochen; hat der Artikel Diesem oder Jenem gefallen — es ist möglich, daß er Einigen sehr mißfallen hat — sondern die einzige Frage, um die es sich handelt, muß darauf zurückgeführt werden: enthält der betreffende Artikel solcherlei Ausdrücke, welche man einerseits als Verbalinjurie und Schimpf, andererseits als Verläumdung constatiren müßte... Herr Spasowitsch hat, um das zu beweisen, was er wünscht, hier einzig zu beweisen, daß es hier sowol um eine Verläumdung, als um ein Schimpfswort (злословие) sich handelt, welches beides gegen die Person seines Vollmachtgebers, Herrn Wihol, gerichtet ist. Ich wende mich zuerst zu der Frage über das Schimpfswort.“ Der Bertheidiger legt nun dar, daß Spasowitsch das Wort „Industrieritter“ zwar mit „Betrüger“ identificire und dergestalt allerdings das Gesetz für sich habe, allein diese Auslegung sei unrichtig. Das charakteristische Kennzeichen des deutschen Ausdrucks „Industrieritter“ bestehe namentlich darin, „daß darunter eine Thätigkeit innerhalb gesetzlicher Grenzen verstanden wird, so daß das Wort durchaus keinen Vorwurf enthält.“ Es folgt nun noch

eine nähere Definition des Wortes, nach welcher ein Industrieritter eine solche Person ist, die auf einer gewissen Höhe, wenn auch nicht theoretischer, so doch praktischer Kenntnisse steht und aus dieser Lage mit Klugheit und Geschick außerordentliche aber nicht verbotene Vortheile zu ziehen versteht. In diesem Sinne enthalte das Wort „Industrieritter“ gewissermaßen sogar Schmeichelhaftes, indem es einen klugen, gewandten, die Umstände lenkenden Mann verstehe; jedenfalls (d. h. wenn man es auch nicht schmeichelhaft finden sollte) sei das Wort durchaus nicht beleidigend. Der Vertheidiger führt Beispiele aus dem St. Petersburger Leben an, wie „gänzliche Ausverkäufe“, „Verloosungen zu eigenem Besten“ &c. &c., deren Veranstalter ganz ebenso zum Orden der Ritterschaft der Industrie gehören könnten, wenn sie wollten.

Nachdem der Vertheidiger der beiden Angeklagten, Herr Wof, den Begriff des „Industrieritterthums“ erörtert, wandte er sich hienach der Frage über die Verleumdung zu. „Hier, meine Herren Richter, ist es mir unbegreiflich, worin Herr Spasowitsch eine Verleumdung sieht. Er sieht eine Verleumdung in der Anspielung darauf, daß einige Personen neben dem Zustandebringen der Adresse gleichzeitig eine Art finanzieller Operation im Auge gehabt und Vortheil aus derselben gezogen haben. Mir scheint, es ist durchaus keine ehrenrührige Handlung darin zu sehen, daß eine gewisse Person finanziell operirt, einen Vortheil zu erzielen bemüht ist. Finanzielle Operationen machen Alle; der Eine wird Schneider, der Andere öffentlicher Anwalt (schallendes Gelächter im Publicum, während der „Golos“ seine Leser mit „Gelächter“ allein abfindet), ein Dritter endlich wird Beamter — und Alles das sind Finanzoperationen, alle Leute suchen Vortheil zu

ziehen aus ihren Handlungen, und darin liegt durchaus nichts Verbrecherisches, nichts was den Gesetzen der Ehre zuwiderläuft. Was den Umstand betrifft, daß Herr Wihtol — vorausgesetzt daß namentlich er in dem Artikel gemeint sei — sich entschädigen ließ für seine Bemühungen bei dem Zustandebringen der Adresse, bei dem Einsammeln der Unterschriften, so liegt hierin nichts Verfängliches. Er mühte sich ab, wie auch viele Andere im öffentlichen Interesse, um so mehr, als 50,000 Unterschriften zu sammeln — keine leichte Sache ist. Gewiß wohnen die Unterzeichner nicht zusammen in einem Dorfe, sie wohnen vielleicht in verschiedenen Gouvernements; er war also genöthigt, hin- und her zu fahren, und wenn er dafür eine Entschädigung erhielt, so ist ihm das um so weniger zur Last zu legen, als er selbst erklärt hat, aller Mittel entblößt zu sein. Freilich haben wir auch Beispiele, daß zu Friedensrichtern gewählte Personen die ihnen zukommende Entschädigung abgelehnt haben, allein das ist keineswegs obligatorisch für Jedermann; es ist das jene besondere Noblesse, welche vor allen Dingen begründet wird durch hinreichende Mittel, während Herr Wihtol keine Mittel besitzt, und man kann von der „Nord. Presse“ nicht verlangen, daß sie ihn als einen Mann von besonderer Noblesse anerkenne. Mir scheint, daß in dieser Beziehung die Auslegung des Herrn Spasowitsch an Tyrannei, an Despotismus grenzt, da er es für möglich hält, ein Vergehen darin zu finden, daß meine Klienten Herrn Wihtol nicht für einen Mann anerkennen, der nicht die geringste Entschädigung für ein gemeinnütziges Werk entgegengenommen.“ — Der Vertheidiger geht nun auf die dritte Frage über, in wie weit nämlich eine Verbalinjurie, falls eine solche in dem Artikel enthalten ist, gegen Herrn Wihtol gerichtet ist,

und weist nach, daß der Artikel in der „Nord. Presse“ nichts von dem enthält, was Herr Spasowitsch ihm zur Last legt; ebenso wenig stichhaltig sei der Passus in der Klage, daß die Zeitung über eine Kritik der Adresse hinausgeht und einen Schatten wirft auf die Anfertiger der Adresse; allein darüber verlaute in der „Nord. Presse“ nicht ein Sterbenswörtlein, sondern es sei nur die Rede von der Sammlung der Unterschriften — was ein großer Unterschied ist. Gewiß wird Jedermann, der die Sache leidenschaftslos betrachtet, zugeben, daß bei einem so ungeheuren Unternehmen Mißbräuche sehr leicht möglich sind — kommen sie doch in viel geringfügigeren Dingen vor; hier aber, wo es um Einsammlung von 50,000 Unterschriften sich handelt, werden Mißbräuche zur besseren Förderung der Sache wohl kaum zu verhüten gewesen sein. Gesezt nun, es sei denn in der That so gewesen, dann fragt es sich: wo ist denn hier etwas gegen die Person Wihstols gesagt? In der ganzen Einleitung wird des Herrn Wihtol gar nicht erwähnt; er erscheint erst im ersten Act, wo es heißt: „der erste Ort der Handlung — ein Gasthaus in St. Petersburg; die handelnden Personen — der Anführer der Letten nebst Suite.“ Weiter erscheint Herr Wihtol gar nicht mehr, seiner wird gar nicht mehr gedacht, weder in der Einleitung, noch unter der Zahl derjenigen Personen, die „Industrieritter genannt werden; nur wird bemerkt, viele Personen hätten den Umstand der Einsammlung der Unterschriften sich zu nuzе gemacht und dabei etwas erübrigt. Das ist Alles, worauf die Anklage gegen meine Klienten sich gründet.“ Was den „Golos“ betrifft, in Bezug auf den der Bevollmächtigte des Herrn Wihtol sagt, der Artikel in der „Nord. Pr.“ lasse durchblicken, er sei der Deputation verpflichtet gewesen und habe sie im Stich ge-

lassen, so vermag der Bertheidiger auch nicht einmal eine dahin zielende Anspielung zu entdecken. „Die einzige Wendung“ sagt er, „auf welche Herr Spasowitsch sich stützen könnte, ist die Phrase: „Wer ist der Betrogene und wer der Betrüger?“ Ich meine, wenn man in diese Phrase hineindringt, so erscheint sie vollständig klar. Das Wort „betrogen“ enthält durchaus keine Verleumdung. Zum Exempel: wenn im „Golos“ abgedruckt gewesen: der letzte Act dieses Drama werde im Gefängniß vor sich gehen und die handelnden Personen werden sein der Redacteur der „Nord. Presse“ und der Verfasser des in ihr enthaltenen Artikels — so darf ich sagen, daß er sich betrügt, und man kann es mir nicht als Verleumdung anrechnen.“ Die Bertheidigung, nachdem sie noch einmal hervorgehoben, daß Herr Wihtol der Sachlage nach sich nicht als verleumdet betrachten kann, schließt: Jedenfalls müßte der Umstand von wesentlicher Bedeutung sein, daß nach dem ersten öffentlichen Auftreten der Ansicht, daß der Artikel der „Nord. Presse“ in dem Sinne kritisirt werde, in welchem ihn auch Herr Spasowitsch kritisirt und zum Gegenstand der Klage gemacht, die Redaction dieser Zeitung sofort gegen eine derartige Auslegung protestirte und direct erklärte, daß sie niemals Herrn Wihtol im Auge gehabt, daß sie nur von jenen wenigen, allerdings wenig ehrenwerthen Persönlichkeiten gesprochen habe, welche die Einsammlung von Unterschriften zu ihrem eigenen Interesse verwerthet haben. Hierin ist, meiner Ansicht nach, die Rechtfertigung meiner Klienten enthalten, und ich erlaube mir, das Gericht zu ersuchen, dieselben für nicht-schuldig zu erkennen.

So weit die Neue Dörptsche Zeitung. Daß nun Folgende nach dem Golos.

Darauf ergreift Herr Spafowitsch das Wort und erklärt unter Anderm, daß er jene Worte, die der Vertheidiger für keine Beleidigung hält, weder auf sich selbst, noch auf den Gegner bezogen sehen möchte; seine moralische Ueberzeugung stimme nicht mit der des Vertheidigers überein. Nach den Begriffen desselben sei darin Nichts Tadelnswerthes, daß der Mensch sich auf eine oder die andere Weise Geld zum Lebensunterhalt erwirbt. Aber hier besteht der Unterschied darin, daß es Kenntnisse und Leistungen giebt, für die man Geld nehmen kann, aber auch solche Leistungen, für die man keins nehmen darf. Man denke sich z. B. einen Minister, der Geld von ausländischen Staaten, oder einen Richter, der Geld von einer Partei nimmt. Nach der Theorie des Vertheidigers kann man dies alles rechtfertigen und doch sind es Dinge, welche mit dem Stempel der Schmach gebrandmarkt werden müssen. Wihstol befindet sich grade in einer solchen Lage; obgleich er ein einfacher Bauer, ein Gemeindeältester ist, so ist er doch eine im Amte stehende Person und muß daher in seiner Ehre, wie der Minister und der Richter, unantastbar bleiben. Wenn man einen Schatten auf seine Ehrenhaftigkeit wirft, wenn man sagt, daß er aus eigennützigen Beweggründen handle, daß er alles für Geld thue, und um sich Mittel zu einer sorgenfreien Existenz zu verschaffen, daß er bestochen hat und bestochen ist, so vernichtet man damit die Reputation einer amtlichen Person und eines ehrlichen Menschen.

Nach Beendigung der Debatten wurden 5 Fragen aufgestellt. Zwei Fragen: ob der Redacteur Lindes der Verläumdung und Beschimpfung schuldig ist; zwei eben solche, Heubel betreffend, sowie die Frage, welcher Strafe die Angeklagten unterliegen.

Letztere erwies sich als überflüssig. Das Gericht, die Angeklagten nicht für schuldig erkennend, sprach dieselben frei.

Nachdem die Neue Dörptsche Zeitung diesen „Wih-tolschen Proceß“ ganz einseitig, mit allerlei höh-nenden Bemerkungen veröffentlicht hatte, blieb uns Nichts übrig, als den ganzen Hergang der Sache, den ganzen Proceß zu veröffentlichen, um falschen Deutungen nach allen Seiten hin entgegen zu treten.

Was nun das öffentliche und mündliche Gerichtsverfahren im Allgemeinen anbetrifft, so kann man nur sagen, daß es sich in Rußland über alles Erwarten bewährt hat. Nicht nur die Erwartungen der Gegner dieser neuen Reform sind durch daselbe außerordentlich weit übertroffen worden, sondern sogar die Hoffnungen der Fortschrittsfreunde, und unter ihnen der Slavophilen (Slavenfreunde), die dem slavischen Volkscharakter ganz besonders hervorragende gute Eigenschaften zuschreiben und darum bei vielen Nichtslaven gewissermaßen für europafeindliche Asiaten gelten. Führt doch schon Julius Eckardt in seinem russischen Journalen entnommenen Werke: „Sungrussisch und altlivländisch“ S: 86 — 87 die Thatsache an, daß selbst „Iwan Aksakow, Redacteur „des Slavophilenorgans Djen die Anwendbarkeit der „neuen Gerichtsinstitutionen in Zweifel zog, und zwar „unter Berufung auf die Unreife desselben Volks, daß „grade dieser Publicist zu vergöttern und als Urquell „aller politischen Macht und Weisheit zu preisen ge- „wohnt war.“ Nun, da scheint es sich denn doch erwiesen zu haben, daß Herr Aksakow dieses Volk noch nicht

genug vergöttert hat!! — denn „die Unfähigkeit des „russischen Bauern und Kleinhändlers zur Rechtsprechung, die Gleichgiltigkeit dieser Klassen gegen das Eigenthumsrecht und dessen Verletzung“ haben sich nicht gezeigt; auch „die Parteilichkeit der Bauern in allen Fällen, wo ihre Leidenschaften in's Spiel kämen, und die Unmöglichkeit, dann von ihnen streng verurtheilende Aussprüche zu erlangen“ — ist nur als Ausnahme und nicht häufiger, als bei den Gebildeten vorgekommen.

Wir können allerdings durchaus nicht sagen, daß jetzt alle Aussprüche, sowol der Schwurgerichte, als auch gar der, geringere Fälle behandelnden Gerichte, die ohne Zuziehung der Geschworenen stattfinden, immer das Rechte treffen. Im Gegentheile, es kommen auch ganz und halb schiefe Urtheile vor — aber diese Urtheile gelangen mit allen ihren Motiven zur öffentlichen Kenntniß, werden von den Zeitungen ausführlich besprochen und angegriffen, wobei das Rechtsgefühl des Publikums — indirect — vielleicht mehr gewinnt, als bei einem unbeachteten ganz gerechten Spruche. Die ungeheuren Vortheile der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit der Verhandlungen, so wie der Abwesenheit jeder ständischen Bevorzugung machen sich trotz der einzelnen vorkommenden Mängel täglich mehr und bemerkbar.

Mehr über die Justizreform zu sprechen behalten wir einem nächsten Hefte vor. Gegenwärtig wollen wir uns einem andern Organ der Oeffentlichkeit zuwenden, der russischen Presse.

Aus der russischen Tagesliteratur.

Seit einem ganzen Jahrzehend bereits gehört das Thema „Gewissens- und Bekenntnißfreiheit“ zu den beliebtesten der russischen Presse. Vor Allem zeichneten sich die von J. S. Ufsakow herausgegebenen Zeitschriften „ДЕНЬ“ (der Tag) 1863—65 und МОСКВА 1867, später МОСКВИЧЪ 1868 aus als Vertreter der Freiheit auf dem religiösen Gebiete. Mit einer Glut, wie sie nur wahre, tiefe Religiosität einflößen kann, suchten jene Blätter — die übrigens von allen hauptsächlichsten russisch = literarischen Erscheinungen unterstützt oder wenigstens kaum von Jemand offen mit der Feder bekämpft wurden — die Nothwendigkeit der Freiheit des Gewissens nachzuweisen, und die herrliche Entfaltung der griechisch orthodoxen Kirche*) unter dem Banner der Freiheit zu schildern. Nichts erschien ihnen verderblicher in Betreff der so nothwendigen Stärkung des religiösen Gefühls in der Gegenwart, als die Unterstützung der Kirche durch die Polizei, und die weltliche Strafgewalt überhaupt. Wir können hier unmöglich auch nur in der gedrängtesten Kürze die Hauptgründe angeben,

*) als jener Kirche, die sich in ihrer apostolischen Reinheit am besten erhalten hat und den Kegerien der Papisten und anderer westländischen Sekten stets fern geblieben ist — — — wie es bei ihnen heißt.

die sie in feurigen Reden für ihren Lieblingsgegenstand vorbrachten. Was Herr W. v. Bock in seinen „livländischen Beiträgen“ seit 1867 über Religionsfreiheit gesagt hat, kann sich nicht im Entferntesten mit dem messen, was die russischen Zeitschriften über dasselbe Thema sagen. Herrn v. Bock fehlt augenscheinlich die Ueberzeugungstreue und das warme religiöse Gefühl, das seine russischen Vorgänger und Zeitgenossen auf diesem Felde auszeichnet.

Zweierlei ist an diesen religiösen Debatten besonders bemerkenswerth. Erstens der Umstand, daß die höhere und höchste Geistlichkeit im Allgemeinen denselben durchaus nicht verdammend und mißbilligend gegenüber steht. Zweitens, daß der Ruf nach kirchlicher Reform vorzugsweise von den slavophilen Kreisen ausgeht, also aus denjenigen Kreisen, die man oft genug in der deutschen Literatur als diejenigen bezeichnet hat, die der europäischen Cultur am fernsten stehen. Gerade der letztere Umstand ist es, der uns veranlaßt, einen solchen Kreisen entstammenden Artikel aus der neuesten Zeit unsern Lesern in deutscher Uebersetzung vorzulegen, damit sie mit eigenen Augen sehen und unbefangen prüfen können, wie weit die Slavophilen von andern Westeuropäern in ihren Anschauungen abweichen. Uns will es manchemal scheinen, als ob derjenige ebenso sehr ein Feind der europäischen Cultur sei, oder vielmehr sein möchte, der beständig von deutscher Bildung, deutschem Geist, deutschem *u. u. u.* spricht, wie derjenige, der an Stelle des Wörtchens „deutsch“ das Wörtchen

„slavisch“ setzt, weil er zufällig diesem Volke angehört, daher also dieses Volk vorzugsweise genau kennt und liebt, und ihm von Hause aus alle möglichen herrlichen Eigenschaften zuschreibt. Die Hauptforderungen und Bestrebungen der Neuzeit kehren überall wieder; nur die Einkleidung ist gar sehr verschieden, — wir möchten sagen, je nach dem Klima und der Jahreszeit, in welcher sich das Culturleben eines Volkes grade befindet. Freilich ist diese Einkleidung, als das Aeußerlichste, auch zugleich das am meisten in die Augen Fallende. Es ist eine große Unart, aber gewiß nicht eine von den Slavophilen erfundene, sein eigenes Volk auf Kosten aller übrigen herauszustreichen; man kann ihnen höchstens vorwerfen, daß sie nicht kühn genug waren, oder sich nicht stark genug fühlen, dieser alteuropäischen Unart den Krieg zu erklären.

Der deutsche Leser möge sich, wenn er Schriften der „Slavenfreunde“ liest, erinnern, daß er ja in der deutschen Literatur wol hundertmal gelesen hat von deutscher Treue, deutschem Fleiß, deutscher Ehrlichkeit, Unparteilichkeit und so weiter, während ihm das Gegentheil, also „deutsche Untreue &c.“ kaum ein paar Mal vor Augen gekommen ist. Und doch weiß jedermann, daß gute Menschen und Verbrecher, Fleißige und Lagediebe unter allen Nationen so ziemlich in gleichem Grade vertheilt sind,*) daß es noch nie eine deutsche Stadt oder auch

*) Noch nie hat ein ernsthafter deutscher Gelehrter sich die lächerliche Aufgabe gesetzt, nachzuweisen, daß unter Deutschen

nur ein Dorf gegeben hat, wo Alle Deutschen von je her treu, ehrlich, fleißig waren, und daß andererseits in russischen, englischen, spanischen, französischen, lettischen oder estnischen Orten sich dasselbe Verhältniß zu finden pflegt. Ebenso in Deutschland, wie in nichtdeutschen Ländern giebt es Gegenden und Orte, wo zu Zeiten vorzugsweise sehr ehrliche, fleißige Leute sich finden, andere wieder, wo in Folge von allerlei Umständen die Zahl der Tage- und Taschendiebe besonders groß ist. Die Sprache, in welcher die Leute sich ausdrücken, trägt dazu sicherlich noch weniger bei, als die Kleidung, die sie tragen, oder die Farbe ihres Bartes und ihrer Haare. In der französischen und englischen Presse herrscht dieses Selbstlob der Nationen wo möglich noch stärker vor. Schreiber dieses traf bei seinem kurzen Aufenthalt in England 1868 einen sehr strebsamen und fleißigen jungen Engländer aus dem Volke, der die englische Volkslectüre so zu sagen verschlungen und nebenbei auch deutsch, französisch, spanisch erlernt hatte, um als Dolmetscher sein Brod zu verdienen. Wie klein und armselig erschienen diesem eifrigen Jünglinge alle übrigen Nationen im Vergleiche mit den Engländern und „ihrer jüngern Colonie“ den Amerikanern! Ebenso steht es be-

sich gräßliche Verbrechen aller Art weniger zahlreich ereignen, als unter nicht deutsch redenden Nationen, oder daß ein deutscher Jesuit eine bessere Stütze für Nichtjesuiten ist, als ein nichtdeutscher Jesuit, oder daß ein deutscher Radicaler dem conservativen Princip mehr ergeben ist als ein nichtdeutscher Radicaler.

kanntlich mit dem geschwägigen Selbstlobe der Franzosen, daß die von ihnen neulich erlittenen Niederlagen als wohlverdient erscheinen läßt.

So wahr es nun auch ist, daß Eigenlob stinkt, und zwar sowol bei den einzelnen Menschen, wie bei ganzen Nationen — so giebt es doch Fälle, wo das Selbstlob erlaubt ist, nehmlich in Fällen der Nothwehr. Niemand verdenkt es dem rechtlichen Menschen, wenn er durch falsche Zeugen und bestechliche Richter zum Schandpfahl verurtheilt werden soll, und dann ihnen und dem Publikum laut zuruft: Ich bin ein Ehrenmann, ich bin besser als Ihr! Je stärker er es thut, desto mehr achten wir ihn. Niemand verdenkt es der geknechteten Nation, wenn sie im Kampfe mit dem sie schmähenden Unterdrücker, wie weiland Arndt, Rotteck &c. &c. sich eifrigst bemühen, das Selbstgefühl des eigenen Volkes zu wecken. Wir freuen uns, und jeder biedere Volksfreund freut sich und singt in solchen Fällen mit Enthusiasmus die Lieder Arndt's mit von deutscher Treue, Redlichkeit, Kraft &c. &c. Wir sahen ja so eben, wie der deutsche Merkel sich in seiner Sage von Wanne Dmanta vor Allem bemüht, die Achtung vor den von ihm vertretenen Völkerschaften wiederherzustellen, ihr Selbstvertrauen zu wecken.

Aus dieser Betrachtung erkennen wir auch mit Leichtigkeit die Grenzen, bis wie weit das Selbstlob der Menschen und Völker berechtigt ist und von wo an es in das Gegentheil von löblich verfällt, oder nach dem Deutschen Sprichworte stinkt. Wenn das Selbstlob nicht als Nothwehr, sondern zum Angriffe, zur Unterdrückung

Anderer benutzt wird, dann verliert es plötzlich Alles Löbliche und wird etwas Unrühmliches.

Die Slavophilen nun glauben im Falle der Nothwehr zu sein, bemühen sich daher vor Allem, ihren slavischen Lesern das nothwendige Selbstvertrauen einzufloßen. Daher der große Gegensatz, der dem Deutschen Leser anfangs so unangenehm auffällt, wenn er in Rußland früher bloß deutsche Schriften von deutscher Treue ic. lesend, plötzlich zu sehen bekommt, daß Andere ebenfalls ihrem Volke mehr gute und edle Eigenschaften zuschreiben, als jedem fremden Volke. Das hört und liest jeder Leser so gern, wenn es dem eigenen Volke gilt, sehr ungern aber besonders in Bezug auf benachbarte concurrirende Völker.

Ueber Gewissensfreiheit.

Aus dem russischen Journal Bessedá (Бесѣда) № 2 u. 3 pro 1871 übersetzt.

Schon früh stieg, so beginnt der Verfasser, in der Menschheit der Gedanke auf, daß alle verschiedenen und für sich bestehenden Stämme, Völker und Familien zu irgend einer Gemeinschaft, zu einer Einheit bestimmt sind. Jede Epoche verlangte von ihren Gliedern, daß sie nur dieser Gemeinschaft leben, die Existenz dieser Gemeinschaft zum Zweck ihres Lebens machen sollten. Das ewige Rom hatte denselben Zweck und dieselbe Bestimmung. Jede einzelne Persönlichkeit wurde als ein Stück des Ganzen angesehen. Ein römisches Bürger mußte nach dem Vor-

bilde leben, daß der Staat ihm vorzeichnete, jede Abweichung von diesem Vorbilde wurde als eine Verletzung des Rechts angesehen, wofür unbedingt Strafe folgen mußte. Daß, was zur Existenz dieser Gemeinschaft nothwendig war, galt bei dem Römer für eine Tugend, was nicht mit ihr übereinstimmte, war ein Verbrechen.

Um dieser Einheit willen suchte Rom eine eigene allgemeine Staatsreligion durch Gewalt aufrecht zu erhalten. Diese Gewalt war Zwang, ohne den die Einheit in Rom nicht bestehen konnte. Zur Zeit des Kaiserthums wurden die Tempel nur schwach besucht, den Verfall der Religion aber fürchtete man in Rom weniger, als die Zerstörung der Einheit, darum wandte man gegen Alle, die etwas Neues einführen wollten, Zwangsmittel und Gewalt an. Augustus verbot jede Art von Prophezeiung, und über 2000 prophetischer Bücher wurden in Rom gesammelt und verbrannt.

Aus allen Kräften verfolgte man Magier, Propheten und sogar Philosophen, um die sich auch ein besonderer Kreis bildete, der von dem allgemeinen, von dem Staate vorgeschriebenen Vorbilde abwich und darum der Einheit, nach der er strebte, gefährlich werden konnte. Noch stärker als Augustus verfolgte Tiberius die Philosophen. Vespasian erließ einen Befehl, alle Philosophen der stoischen und cynischen Schule aus Rom zu entfernen, und Domitian verbot jede Philosophie und vertrieb alle Philosophen.

Mit nicht weniger Unduldsamkeit verfuhr Rom gegen alle andern Religionen. Zur Zeit der Republik ver-

schwanden unter dem Einfluß der von Rom anerkannten Staatsreligion alle verschiedenartigen Elemente des römischen Cultus. Aber dennoch zeigten sich alle diese Versuche, die Reinheit der nationalen Religion zu erhalten, als erfolglos. Es folgte bei den Römern ein neuer Cultus dem andern, was nothwendig die Einheit der Staatsreligion zerstören und zerreißen mußte. Da vereinigte Rom alle diese Culten mit seiner althergebrachten Ueberlieferung und forderte, daß sie alle als Theile einer und derselben Staatsreligion anerkannt werden mußten. Auf diese Weise konnte die Einheit, in dem Sinne wie Rom sie verstand, nicht gestört werden.

Anders war es mit der Religion der Juden, die durch die zahlreichen jüdischen Slaven sogar in der ewigen Stadt sich zu verbreiten begann. Sie, die durch die Bekennung eines einzigen Gottes alle heidnischen Religionen ausschloß, zum Theil zur Staatsreligion zu machen, war unmöglich. Unter Tiberius begann man daher den jüdischen Gottesdienst zu verbieten und die Juden, die von ihrer Verirrung nicht ablassen wollten, aus Italien zu vertreiben. Noch schlimmer aber verfuhr man mit den Christen, die mit der wildesten Grausamkeit verfolgt wurden. Die Unduldsamkeit Rom's erreichte aber die höchsten Grenzen, als das Christenthum, die einstige jüdische Secte, größer und größer wurde und die Religion der Mehrheit zu werden drohte. Es entspann sich ein Kampf auf Leben und Tod, aus dem das Christenthum siegreich hervorging und zur allgemeinen Religion wurde, als Rom in Person des Kaisers Constantin das Christenthum

als Staatsreligion anerkannte. Rom hätte nun aufs Neue nach dieser vollständigen Einheit gestrebt, wenn nicht ein großer Theil seiner Bürger Heiden geblieben wären und sich auch unter den Christen nicht verschiedene Secten und Ketzer befunden hätten, die die kirchliche Einheit störten. Auf diese Weise ward das Streben Roms vereitelt.

Rom suchte und forderte vollständige Einheit, verhinderte und verfolgte jede Absonderung des Individualismus, unterdrückte jede Freiheit der Ueberzeugung — und war im Recht. Die Kirche strebt auch nach Einheit, aber sie sieht, im vollständigen Gegensatz zu Rom, die Möglichkeit der Erreichung dieser Einheit nur in der völlig freien Entwicklung des Individualismus. Jeden Zwang, jede Gewalt, jede Unterdrückung der Sonderheit hält sie für schädlich und zur Trennung führend. In dem, worin Rom die Ursache zum Zerfall sah, sieht die Kirche das einzige Mittel der Einheit; was Rom für ein Mittel der Einheit hielt, hält sie für die Ursache zur Trennung und Absonderung. Der zerrissene Körper der Kirche kann nur hergestellt werden, spricht sie, wenn Alle die völlige Freiheit der Ueberzeugung haben dürfen.

Dreizehn Jahrhunderte sind vergangen, seit Rom in Verfall gerieth, wir aber können bis jetzt nur schwer verstehen, wie aus dem, worauf die persönliche Freiheit des Menschen sich gründet, eine feste und unzerreißbare Einheit, die das alte Rom nicht verstand, hervorgehen kann. Die Schwierigkeit liegt eben darin, daß wir die Einheit ausschließlich in der römischen Bedeutung verstehen und die Fähigkeiten der geistigen Welt noch aus

einem zu stark römischen (klassischen) Gesichtspunkte betrachten.

Wie und warum, fragt nun der Verfasser, kann die Freiheit der Ueberzeugung, oder wie man jetzt sagt, die Gewissensfreiheit dies einzige Mittel zur Erreichung der geistigen Einheit der Kirche sein? Dann heißt es weiter:

Die Frage über die Gewissensfreiheit kann nicht anders betrachtet werden, als daß man dieselbe in mehrere specielle Fragen theilt; und die erste, die uns entgegentritt ist die: Kann und soll man auf dem Wege des Zwanges auf die Ueberzeugung der Menschen einzuwirken suchen und was kann aus solchem Zwang hervorgehen?

Einer unter den in den letzten Jahren vor Chr. lebenden Philosophen war Slave, und ungeachtet des Druckes der Slavery, welcher mit ganzer Schwere auf ihm lastete, fühlte er sich unbedingt als freier Mensch und sagte, es gäbe weder eine moralische, noch physische Gewalt, welche irgend wie seine Freiheit einschränken und vernichten könne. Fürchte nicht, sprach er, und Niemand wird für Dich etwas Schreckliches oder Drohendes haben. Siehst du denn nicht, daß deine Furcht und deine Wünsche die Cohorten sind, mit der Deine Beherrscher Dich, wie eine Festung belagern, um Dich zu unterwerfen. Treibe diese fort — und du wirst frei sein.“ „Du kannst mich schrecken, so viel du willst, sagt er an einer andern Stelle seinem Tyrannen. Du bist Eigenthümer dieses Körpers, nimm ihn hin: über mich hast du keine Gewalt.“ „In Ketten und in härtester Slavery kann ich frei sein, denn in mir wohnt eine innere Kraft,

welche keine Gewalt bezwingen, eine Kraft, die kein Despotismus beherrschen kann. Diese Kraft kann keine Macht in Fesseln schlagen. Mag man mich in Ketten legen, mag ich ein Slave sein, ich bleibe dennoch frei, denn ich werde noch die Fähigkeit besitzen, zu wollen oder nicht zu wollen, die mir zu rauben Nichts im Stande ist." Und das sprach ein Slave, der den ganzen Druck der römischen Slaverie kannte.

Tausend christliche Märtyrer, über deren Willen weder Feuer, noch Wasser noch Eisen den Sieg davon trugen, bezeugen dieselbe innere Freiheit, vor der alle Zwangsmittel sich als nutzlos erweisen. „Mag das Feuer mich zu Asche verbrennen, schrieb vor dem Beginn der Qual der heilige Ignatius, möge ich den Kreuzeßtod sterben, mögen sie auf mich hungrige Löwen und Tiger loslassen, mögen sie meine Knochen nach verschiedenen Seiten verstreuen, mögen sie meine Glieder kasteien und meinen Körper zerreißen, mögen alle Dämonen auf mich ihre Bosheit ausgießen, Alles werde ich mit Freuden dulden, um nur mit Christus vereinigt zu sein. Jahrelange Kerkerhaft zwang Galilei, den Ausspruch daß die Erde sich bewege, öffentlich zu widerrufen, aber seine Ueberzeugung konnte sie nicht verändern; über seine erzwungene Lüge lächelnd murmelte er wenigstens für sich die zum Sprüchwort gewordenen Worte: „Und sie bewegt sich doch.“ Der Domikanermönch Thomas Campanella, der wenig bekannte Philosoph des 16. Jahrhunderts wurde zur Einzelhaft verurtheilt, ins Gefängniß gesetzt, doch seine Einsamkeit änderte nicht bloß nichts an seiner Ueber-

zeugung, sondern gab ihr im Gegentheil noch eine besondere Freiheit. Frei entwickelte sich und flog sein Gedanke, frei sprach in ihm der Wille und das Gefühl, und vor dieser innern Freiheit erschien ihm der Verlust der politischen Freiheit nur gering. „Frei in Fesseln, allein, und zur gleicher Zeit doch nicht allein, sprach er sich in einem im Gefängnisse geschriebenen Sonette aus, sitze ich schweigend, aber meine Stunde wird schlagen. Für die erbärmliche Welt bin ich ein bemitleidenswerther Thor, für das Auge der höchsten Weisheit aber — bin ich ein Weiser. Ich erhebe mich hoch zum Himmel auf Flügeln, welche die Erde vergebens an sich zu ziehen sucht. Schweigend sitze ich äußerlich eingekerkert und traurig; meine Seele aber ist freudig, frei und fröhlich.

Und so kann ein auf die persönliche innere Freiheit ausgeübter Zwang keinen Einfluß auf sie haben, denn alle äußeren Gewaltmaßregeln sind ihr gegenüber kraftlos. Nichts kann die innere Freiheit bezwingen und bewältigen. Ich kann Keinen zur Annahme einer anderen Ueberzeugung, als die, die er hat, zwingen, so wie ich Niemand zwingen kann, seine Ueberzeugung aufzugeben. Das Recht, seine eigene freie Ueberzeugung zu haben, ist unbestreitbar und unbegrenzt. Schon Theoderich der Gothe bekannte, daß er keine Religion beherrschen könne, denn er könne Keinen zwingen wider seinen Willen zu glauben. Die Freiheit der Ueberzeugung, die Freiheit des Glaubens ist auf diese Weise ein Eigenthum des Menschen, das ihm Niemand rauben kann.

Alle Gewaltmaßregeln, alle Zwangsmittel und Verfolgungen können die Freiheit des Menschen nicht bezwingen und besiegen, aber sie können ihn dazu verführen, daß er von seiner Freiheit abläßt und sich den Absichten der Verfolger unterwirft. Indem er seinen freien Glauben aufgibt, giebt der Mensch jeden Glauben auf, ja, indem er aufhört frei zu sein, hört er auch auf Mensch zu sein. „Was ist das für ein Mensch, der nicht denken kann, wie er denkt, der nicht fühlen, nicht glauben kann, wie er fühlt und glaubt; was ist das für ein Mensch, dessen innere Bewegung und Thätigkeit von einer außer ihm sich befindenden Macht abhängt, dessen geistiges Sein und Leben von der Polizei regulirt wird, dessen Verstand und Gefühl wie ein Gensdarm nach vorher vorgeschriebenen Instructionen sich bewegt! Solch ein Mensch ist zum Thier geworden, denn ihm fehlt jede Fähigkeit, die den Menschen ausmacht, ihm fehlt die Freiheit zu handeln und sich nach dem in seinem Innern liegenden Gesetz zu bewegen. Solch ein Mensch ist nicht frei, denn sein Geist ist gebunden und zwar nicht wie beim Thier, durch die natürlichen Fesseln des physischen Organismus, sondern durch künstliche Fesseln, was noch schlimmer ist.

Auf diese Weise ist der Zwang des persönlichen Glaubens und der persönlichen Ueberzeugung unmöglich; eine Verführung ist möglich, aber verbrecherisch. Die Verschiedenheit der Ueberzeugung zerstört freilich in Folge der Freiheit der Ueberzeugung zum Theil die allgemeine Einheit, aber ein Zwang, den man durch Verführung erreicht,

zerstört sie vollständig, denn Alle, die ihr nachgeben, hören, indem sie ihre persönliche, innere Freiheit aufgeben, auf Menschen zu sein, sie verlieren jeden Glauben und treten deshalb aus jeder Gemeinschaft aus, die allein auf den Glauben gegründet ist. Der Zwang erweist sich auf diese Weise als natürliches Mittel zur Trennung und Absonderung.

Der innere Glaube zeigt sich aber uns als ein Fels, den die Pforten der Hölle nicht überwältigen, noch hinwegrücken können. Will man ihn aber durch äußere Gewalt unterwerfen, so nimmt er nicht eine andere Gestalt an, sondern er verschwindet, er hört auf Glaube zu sein, er verwandelt sich in Unglauben, Gleichgiltigkeit, Indifferentismus. Die Freiheit zeigt sich also als eine unumgängliche Nothwendigkeit für seine Existenz und zu gleicher Zeit als unumgänglich nothwendige Bedingung für die Einheit, die in ihr ihren Grund hat. Ohne Freiheit ist und kann kein Glaube sein, ist und kann keine Einheit bestehen; der zerrissene Körper der Kirche kann nicht anders wieder hergestellt werden, als wenn jeder die vollste Freiheit der Ueberzeugung genießen darf.

Eine Einheit, wie Rom sie erstrebte, kann wol durch die Bedrückung der Freiheit der persönlichen Ueberzeugung gegründet werden, nie aber die Einheit, wie sie die Kirche versteht, denn diese Einheit ist die Einheit des Glaubens, die Einheit der innern moralischen Kraft; Bedrückung aber und Zwang vernichten den Glauben selbst, zerstören die Lebenskraft der innern moralischen Welt, auf der die Einheit gegründet werden soll.

So lange wir die menschliche Ueberzeugung nur in der Sphäre betrachteten, in der sie eine rein innerliche und verborgene bleibt, schien uns die Frage über die Freiheit derselben sehr leicht entscheidbar zu sein. Der Zwang soll die innere Ueberzeugung nicht beeinflussen, erstens weil er sie nicht beeinflussen kann und zweitens, weil die freie Ueberzeugung, solange sie eine innere bleibt, die allgemeine Einheit nur sehr wenig stört, da sie sich bloß auf die Persönlichkeit bezieht, und keinen Einfluß auf das Allgemeine hat.

Eine andere Bedeutung erhält die Frage, wenn wir den Umstand in Betrachtung ziehen, daß jede Ueberzeugung als eine allgemeine, ganz ebenso, wie die Ueberzeugung des Individuums sich nicht nur auf das innere Gebiet des Geistes beschränken kann, sondern sich unumgänglich auf das Leben selbst abspiegeln und sich nach Außen zeigen und bekennen muß. Die Gesammtheit zeigt ihre Ueberzeugung nach Außen; die Einheit bemüht sich ebenfalls ihre Ueberzeugung auf irgend eine Weise zu äußern. Solange die Ueberzeugung der Gesammtheit auch die der Einzelnen nach Innen ist, so dienen beide Aeußerungen des Glaubens nur zu stärkerer Befestigung der Einheit. Aber, wenn die Ueberzeugung irgend einer Persönlichkeit oder besser gesagt, der Glaube einer Person sich von der Ueberzeugung und dem Glauben der Gesammtheit absondert, so werden die Glaubensäußerungen disharmonisch und wenigstens dem Anscheine nach störend für die Einheit. Was am Schluß aus dieser Störung hervorgehen würde, können wir nicht voraussehen,

aber wir müssen zugeben, daß neben der Frage über die Glaubensfreiheit eine ganz von ihr abgesonderte Frage über die Freiheit des Glaubensbekenntnisses entsteht.

Wir stellen uns nicht die Aufgabe, diese Frage zu entscheiden, wie wir überhaupt nicht die Entscheidung über die Gewissensfreiheit im Allgemeinen uns zur Aufgabe machen. Indem wir an die Erwägung dieser Frage schritten, bekannnten wir, daß unser Zweck nur in ihrer möglichsten Definition bestehen sollte, und daß wir diese Definition nur unternehmen haben, um bequemer alle Irrungen dieser Frage in der Geschichte überblicken und zu gleicher Zeit bequemer erklären zu können, auf welche Weise aus der Freiheit der Ueberzeugung die Einheit hervorgehen kann.

Die Freiheit der Glaubensäußerungen kann sich als eine negative und eine positive zeigen.

Darf ein in seiner Ueberzeugung von der Gesamtheit abweichendes Individuum die äußern Zeichen, wodurch die Gesamtheit ihren Glauben bezeugt, unvollzogen lassen? Auf diese Weise tritt uns die Frage über die Freiheit des Glaubensbekenntnisses in einem für das Individuum negativ genommenen Gesichtspunkte entgegen.

Darf ein in seiner Ueberzeugung von der Gesamtheit abweichendes Individuum seinen Glauben durch irgend welche äußeren Zeichen kund thun? So lautet die Frage in einem für das Individuum positiv genommenem Gesichtspunkte.

Fangen wir mit der ersten Frage an: sie ist wichtig und leicht zu entscheiden. Ein Individuum, das sich von

den Glaubensäußerungen, die die Gesamtheit bezeugt, lössagt, entfernt sich offen von der Gemeinschaft und stört die Einheit. Ihn zu zwingen, seiner Ueberzeugung untreu zu werden, ist unmöglich, aber man kann ihn zwingen, gegen seine Ueberzeugung zu handeln, und ihn nöthigen, nicht den Glauben zu bezeugen, den er selbst hat, sondern den, den die Gesamtheit bezeugt. Die Person aber, die gegen ihre Ueberzeugung handelt, die ein lügnerisches Bekenntniß ablegt, stellt sich in eine falsche Lage, nicht bloß der Gesamtheit gegenüber, sondern auch gegen sich selbst, und stirbt moralisch. Die Gesamtheit erweist sich als schuldig an diesem Tode. Ob es gut oder schlecht von ihr gehandelt ist — übernehmen wir nicht zu entscheiden. Sie handelt gut, sagen Einige, denn sie hat ein Recht den Einzelnen dem Gemeinwohl zum Opfer zu bringen; — und die so sprechen, werden sich gewiß unter dem Einflusse des ewigen Roms befinden, für das Alles gut ist, das ein Recht zur Existenz hat. Sie handelt schlecht, sagen Andere, denn um die Gemeinschaft zu erhalten, opfert sie eine Menschenseele, die nach Christi Worten theurer ist, als die ganze Welt und die um keinen Preis verloren gehen darf, da Christus für sie den Kreuzestod erlitt.

Wir wollen nicht erwägen, welche von diesen beiden sich widersprechenden Meinungen mehr Wahrheit enthält. Wir lenken die Aufmerksamkeit des Lesers nur auf die Folgen, welche der Zwang zu den Glaubensäußerungen für die Gesamtheit und für das Individuum haben kann, und bemühen uns, die Frage nur in so weit

zu entscheiden: ob der Zwang als Mittel zur Einheit dienen kann.

Die Loßsagung des Einzelnen von den Glaubensäußerungen der Gesammtheit verführt auch Andere, sich von ihnen loßzusagen, und sich dadurch aus der Gemeinschaft abzusondern, was zur Trennung und zum Abfall Anlaß giebt. Der Zwang tödtet zwar die moralische Persönlichkeit des Gezwungenen, aber er entfernt das Anstoß Erregende und dient auf diese Weise als Mittel zur Einheit. So werden uns gewiß Viele antworten. Aber der Zwang, der nicht im Stande ist, die Ueberzeugung des Menschen zu ändern, sondern nur nöthigt, nicht seine eigene Ueberzeugung, sondern die der Gesammtheit, welche er lügnerisch als seine ausgeben soll, zu bekennen, treibt den Menschen, auf den er einwirkt, zur Lüge und macht sie zum Grundzuge seines Charakters. Das Loßsagen des Einzelnen von den Glaubensäußerungen der Gesammtheit dient natürlich zum Anstoß und zur Verpestung der Andern; aber ist die Lüge, die bei allen Unfreien Lebenselement wird, nicht eine Verpestung und giebt sie nicht Anlaß zur Trennung? Ist eine Einheit da möglich, wo kein Gewissen und kein Recht ist? Die Lüge, die in Folge des Zwanges vielen Hunderten, Tausenden offen predigt, reißt sie nicht Hunderte, Tausende von dem gemeinsamen Körper loß? Was ist ansteckender und von größerer Wirkung, dogmatische oder gottesdienstliche Besonderheit, oder die Lüge die von Anfang an die Wurzel von allen Lastern ist, weil sie fast nie bloß einmal erscheint, sondern Wiederholung fordert und endlich wie

die Schlange, mit der sie verglichen wird, mit hundert Ringen nicht nur denjenigen, der zuerst ihr anheimgefallen ist, umschlingt, sondern auch alle ihn umgebenden Personen. Was bringt also der Zwang hervor: die Einheit oder noch größere Trennung?

Aber, wird man uns entgegen, der Zwang zur Beobachtung von gewissen äußern Formen treibt den Menschen noch nicht zur Lüge und dazu, gegen sein Gewissen zu handeln. Der Mensch bleibt frei: er braucht nicht dem Zwange sich unterzuordnen, er kann Widerstand leisten, ungeachtet allen Zwanges. Der Zwang hat auf diese Weise keine Gewalt übende, sondern nur eine versuchende Kraft. Kann und darf aber die Gesamtheit um irgend eines Zweckes willen von dieser Kraft Gebrauch machen, wenn täglich das gemeinsame Gebet „führe uns nicht in Versuchung“ zum Himmel steigt?

Jetzt gehen wir zur positiven Seite dieser Frage über und betrachten: darf ein in seiner Ueberzeugung von der Gesamtheit abweichendes Individuum seinen Glauben auf irgend eine, von der Glaubensäußerung der Gesamtheit sich unterscheidende Weise kund thun? Wir werden auch diese Frage, wie die vorhergehende nicht entscheiden, sondern uns nur bemühen, auf die Punkte hinzuweisen, auf welche hauptsächlich die Aufmerksamkeit des Entscheidenden hingelenkt werden soll.

Jede Religion erkennt als unbestreitbar an, daß die innere religiöse Ueberzeugung nur dann stark, handelnd und lebendig sein kann, wenn sie sich nicht bloß auf das innere Leben beschränkt, sondern auch nach Außen sich

zeigt und sich in Wort und That kund thut. Indem man dem Einzelnen den Glauben, die Freiheit des Bekenntnisses nimmt, verliert die Gesamtheit ihre Kraft, ihre Burg und ihr Leben, man beraubt sie ihrer zum Existiren nothwendigsten Nahrung und vernichtet sie in kleinerem oder größerem Maaße. Wir können Hunderte von Beispielen anführen, wie das Fehlen der Freiheit des Glaubensbekenntnisses jeden Gedanken, jedes Gefühl, jede Ueberzeugung hemmte, lähmte und vernichtete, ja selbst das menschliche Selbstbewußtsein lähmte und tödtete; doch wir setzen voraus, daß solche Beispiele jedem Leser bekannt sind und wollen uns daher nicht bei ihnen aufhalten. Indem die Gesamtheit die Freiheit des Glaubensbekenntnisses bedrückt, trennt sie alle Einzelpersonen, die vielleicht nur zum Theil oder nur zeitweise sich von ihr entfernt hätten, für immer von sich ab.

Der schädliche Einfluß der von der Gesamtheit ausgeübten Bedrückung trifft hauptsächlich die, welche mit ihr in voller Einigkeit bleiben wollten. Durch den Zwang wird die einende Kraft der äußern Erscheinung des Glaubens geschwächt und vernichtet, denn der Zwang trifft auch die, welche freiwillig ihren eigenen Glauben in der Form, wie die Gesamtheit ihn äußert, kund thun würden. Jeder, der einen bestimmten Glauben bekennen will, muß sich gestehen, daß er ihn auch ohne seinen Willen bekennen müßte, und darum wird sein Wollen nicht selten geschwächt, es wird sein Vollziehen der äußern Formen zur mechanischen Gewohnheit. In Folge dieser mechanischen Verrichtung der Glaubensformen

aber schwächt allmählig der Glaube selbst ab und verwandelt sich nach und nach in Gleichgiltigkeit und Indifferentismus. Unter dem Einflusse dieses Indifferentismus wird die Einheit, ohne die die Gesamtheit sogleich zerfallen muß, geschwächt und vernichtet. Nur starker Glaube und feste Ueberzeugung können eine lebendige moralische Einigkeit erhalten, ein starker Glaube und eine feste Ueberzeugung sind nur bei Entfernung jeden Zwanges möglich. Und so erweist sich jeder Zwang als natürliches Mittel zum Verfall und zur Trennung; die Freiheit aber ist eine nothwendige Bedingung der Einheit.

Diesenigen, die diese Frage aus dem juristischen Gesichtspunkte betrachten, würden ihre Lösung in folgender juristischer Form ausdrücken: 1., Niemand kann zum Bekenntniß eines Glaubens außer dem, den er in sich hat, gezwungen werden. 2., Jeder darf die Religion bekennen, welche er für die richtige hält. 3., Das freie Glaubensbekenntniß, das sich im Gottesdienste kund thut, ist Jedem erlaubt, wenigstens dann, wenn es in seinem eigenen Hause vollzogen wird.

Wenn diese juristischen Sätze wirkliche Rechte der Menschen sind, wenn diese Rechte die allgemeine Einheit nicht stören, so steigt für uns noch eine neue Frage auf: dient die Entwicklung irgend einer Ueberzeugung zur Verstärkung oder zur Schwächung der Einheit und soll man überhaupt eine schnelle und freie Entwicklung der Ueberzeugung wünschen? Auf die erste halten wir es für passend mit den bekannten Wor-

ten Samaliel's zu antworten: Ist das Werk von den Menschen, so wird es untergehen, ist es aber von Gott, so könnet ihr es nicht dämpfen" — mit andern Worten, enthält es keine Wahrheit, so wird es nicht bestehen, ist es aber Wahrheit so ist nichts im Stande, es zu vernichten. Ebenso sollen wir bei jeder neu entstehenden Ueberzeugung wünschen, daß sie so rasch als möglich ihre Wahrheit oder ihre Unwahrheit darthun möge — daß sie als unwahr fallen oder als wahr siegen möge. Damit aber die Ueberzeugung sich als Wahrheit oder Unwahrheit erweisen kann, muß sie sich entwickeln, ihre Bestimmung erreichen. Und so sollen wir die Entwicklung jeder Ueberzeugung, sie mag wahr oder falsch sein, wünschen, aber sie nicht beschneiden und doch die Wurzeln nachlassen, die stets bereit sind neue und neue Sproßlinge zu treiben.

Es bleibt uns nur noch ein Wort zu dieser Frage hinzuzufügen. Hält man den Gebrauch des Wissens des Menschen für würdig und seiner Natur angemessen? Aber wozu anders sollte der Mensch dasselbe brauchen, wenn nicht, um sich nach demselben feste und sichere Ueberzeugungen zu bilden? Ein solcher Gebrauch des Gewissens aber fordert als unumgängliche Bedingung seiner Existenz die Aeußerung des Gewissens. Wenn es ganz klar ist, daß man, um seine Ueberzeugung auszusprechen, unumgänglich eine haben muß, so ist es nicht weniger wahr, wenn auch weniger klar, daß man, um sie wirklich zu haben, um energisch ihre Anwesenheit zu fühlen, und um sie beständig rege zu er-

halten, ihr freien Ausdruck geben muß. Ich spreche hier nicht davon, daß jeder Gedanke zum Wort wird und in ihm ein reales Leben findet, daß der Inhalt eines besondern Gedankens dann erst ganz klar wird, wenn man ihn ausgesprochen hat. Ich wende vor Allem die Aufmerksamkeit darauf, daß in den Fällen, wenn es sich nicht um einen einfachen Gedanken, sondern um Ueberzeugung handelt, das Vergleichen derselben mit dem Gedanken eines Andern das einzige Mittel für den Menschen ist, um das Band zwischen ihm und seinem Gewissen zu fühlen, für sich selbst das Zeichen seiner Realität zu finden. Anders mit der Ueberzeugung zu verfahren, heißt sie vernichten. Jede Ueberzeugung, die wir fürchten oder nicht wünschen auszusprechen, ist dieses Namens nicht werth; denn wenn das Gewissen uns nicht antreibt, ihr Ausdruck zu geben, wo ist dann der Beweis, daß das Gewissen an ihrer Entstehung Theil hat?

Damit also die Ueberzeugung sich entwickeln und ihre Bestimmung, zur Grundlage der Einheit zu dienen, erreichen könne, muß sie volle Freiheit haben, sich in Worte auszudrücken. Jeder Mensch muß die Freiheit haben, frei seinen Glauben zu bekennen.

Aber was wollen wir denn? rufen Manche auf's Neue mit dem französischen Gottesgelehrten aus. Die Individualität vermehren? Ueberall und beständig Hindernisse und Streit hervorrufen? Tausend und tausend Antipathien zwischen den Menschen wachrufen, die, als sie einander und sich selbst nicht kannten, in Frieden unter dem Schatten dieser doppelten Unkenntniß lebten. Ist es

nicht frech, ein solches Unternehmen zu beginnen, nicht verbrecherisch, zu demselben anzureizen?

Der Glaube wäre eine der größten menschlichen Verirrungen, wenn die auf ihm sich gründende Gesamtheit ihre Einigkeit nicht anders bewahren könnte, als dadurch, daß sie dem Einzelnen das Recht nähme, seinen Glauben frei durch Lehre oder Worte äußern zu können, wodurch allein der Glaube Stärke, Festigkeit und Bestimmtheit erhält. Alle suchen die Einheit und Alle handeln vortrefflich, denn was kann es Besseres und Höheres geben, als die Einheit, die aus der Gesamtheit entsteht.

Aber die Freiheit des Wortes, die Freiheit, seinen Glauben zu äußern, der geistigen Welt des Gewissens Ausdruck geben zu können, soll noch nicht ein Grund zur Trennung und zum Separatismus sein, denn im Innern des Menschen sind durchaus keine Triebe zur Einsamkeit verborgen, verbergen sich keine separatistischen Grundsätze, welche man zur Schande der Geschichte und der Menschheit in ihr zu finden suchte. Im Gegentheil in der geistigen inneren Natur des einzelnen Menschen liegt ein fast unbezwingbares Hinneigen zum andern Menschen, ist eine verborgene Kraft der Liebe und der Gemeinschaft vorhanden, die aus der Seele des Menschen kommend, ewig bemüht ist alle zerstreuten Kinder zu sammeln, die ewig daran arbeitet, in diesen zerstreuten Kindern gemeinsame Erkenntniß und gemeinsamen Willen, aus ihnen einen Körper herzustellen. Es würden sich nicht sowol Triebe zum Separatismus und zur

Trennung in der Menschheit kund thun, wenn man jedem Einzelnen die Gewissensfreiheit gestatten würde, als vielmehr Liebe, Friede, Hinneigung Eines zum Andern, und das Streben zur Herstellung einer geheimnißvollen, freien Einheit.

In den Ueberzeugungen würde gewiß sich bald Verschiedenheit zeigen, denn es existirt eine Verschiedenheit der moralischen Naturen. Aber diese Verschiedenheit dient in ihrem Princip zur Erweckung der Einheit und nicht zur Absonderung, denn ohne Verschiedenheit kann keine Einheit existiren. Darum spricht auch der Apostel Paulus, daß unter den Gläubigen Meinungsverschiedenheiten herrschen müssen.

Indem diese Meinungsverschiedenheit sich verbreitet, entwickelt und ansehnliche Ausdehnung gewinnt, erzeugt sie wol Abfall und Trennung, aber sie verunstaltet die Wahrheit nicht und schwächt sie nicht ab, sondern dient im Gegentheil zu ihrer Entwicklung und Befestigung.

„Wenn die Kirchenlehre, sagt Origenes, sich einfach gebildet hätte, und nicht dazwischen von den dogmatischen Satzungen der Secten getrübt worden wäre, so würde unser Glaube nicht so rein und so bestimmt sein. Darum wird die katholische Lehre von ihren Segnern angefallen, damit unser Glaube nicht in Unthätigkeit versteinere, sondern sich durch Anstrengungen entwickeln solle; darum sagt auch der Apostel, daß es Secten zwischen uns geben müsse.

Jeder Schritt der Wahrheit zur Entwicklung, jeder Schritt, den sie macht, um ihren Aeußerungen mehr Re-

gelmäßigkeit und Bestimmtheit zu geben, vernichtet oder schwächt eine oder zwei Verirrungen oder Secten ab. Die Verirrungen oder Secten vernichten sich auf diese Weise selbst und dienen zu gleicher Zeit zur Erhebung der Wahrheit. Die Verschiedenheit der Meinungen bereitet auf diese Weise die Einheit der Wahrheit und zu gleicher Zeit die Einigkeit der Gesammtheit, welche sie bekennt. „Der zerrissene Körper der Kirche kann nur dann wieder hergestellt werden, wenn Alle die volle Freiheit der Ueberzeugung genießen.“

Wir schmeicheln uns nicht mit etwas Unmöglichem; wir nehmen die Welt und den Menschen, wie sie sind. Wir begreifen, daß die Schlachten, welche geschlagen werden müssen, die natürliche Folge einer unnatürlichen Lage sind, in welche uns unser Sündenfall gebracht hat, wir können nicht zu denen gehören, welche in dem gesellschaftlichen Schlaf nicht einfach Abweichung und Irrthum sehen, sondern ein besonders göttliches Siegel finden. In diesem Schlaf liegt unser Verderben. Besser ist es, einander wenn auch durch einen Zusammenstoß, zu berühren, als sich beständig auszuweichen. Ein offener Kampf ist weniger empfindlich und trennt weniger, als ein feindliches Mißtrauen, welches durch seine Beständigkeit sich mehr und mehr verstärkt und sich endlich in Feindschaft ohne Ursache und Namen verwandelt. Der erste Streit zwischen den sich widersprechenden Ueberzeugungen ist unzweifelhaft sehr schwer; aber nach dem ersten Streit beginnt man einander zu erkennen, die Furcht vor einander schwindet allmählig und macht andern freieren Empfindungen Platz.

Eine lebendige Einheit ist ein auf dem Schlachtfelde geschlossener Friede, bei dem der Besiegte der Bundesgenosse des Siegers wird und mit ihm zusammen den Sieg feiert. Wollt ihr einen Frieden ohne Krieg? Ihr könnt ihn haben, aber er wird ein Friede ohne Ruhm, ohne Leben sein; Ihr werdet bis zu einer bestimmten Stufe vereint sein, eine Gemeinschaft wird existiren, aber Ihr werdet nicht wissen, wozu?

Die Einheit kann man wie das Himmelreich nur durch Gewalt erlangen, doch nicht durch die Gewalt des Zwanges, sondern durch die Gewalt des Wortes und der Ueberzeugung.

Aber wozu diese Stürme, sagt man uns, wozu diese Bewegung und Verirrung ohne Ende, wenn das Christenthum göttlichen Ursprungs und göttlicher Natur ist? Wir müssen tief in die Geschichte hineinblicken, um die Ursache dieser Stürme und Bewegungen zu verstehen. Sie liegt in der unbegreifbaren Größe der Aufgabe, welche der Erlöser nach Gottes ewigem Rathe an den Menschen vollziehen soll. Er oder vielmehr das Christenthum will das ganze Sein des menschlichen Lebens mit seiner reinigenden und heiligenden Kraft durchdringen. Ist es aber möglich, daß dieses mit einem magischen Schlage geschehen kann? Alles Große und Hohe reift nur allmählig und nach und nach; soll aber das Größte und Höchste, mit dem nichts verglichen werden kann, nicht erst allmählig erreicht werden? Jedes Leben ist einer beständigen Neugestaltung unermworfen, verändert beständig seine Form; aber das höchste, geistigste,

ewige Leben, daß der Eingeborene vom Vater gebracht hat, sollte das von diesem Gesetz abweichen..? Ueberall wo Leben und Neugestaltung ist, überall, wo aus dem Alten neues Leben hervorbricht, sehen wir Bewegung, Gährung, den Kampf der Elemente. Die Erschütterungen, die euch beunruhigen, sind Pulsationen; diese Bewegung ist das Leben... Nicht die Erschütterungen, die der Streit hervorruft, würden die Gemeinschaft zerstören, sondern die Unbeweglichkeit und das Stillschweigen lassen sie langsam dahinsterven. Das sociale Band wird nur durch die Fäulniß zerstört.

Das ist das Wesen der Frage über Gewissensfreiheit; auf diese Gründe hin soll sie entschieden werden. Unsererseits geben wir keinen bestimmten Entscheid dieser Frage, sondern beschränken uns darauf, die Umstände, welche zu einem richtigen Urtheil führen können, zu definiren.

Die Frage über Gewissensfreiheit kann, als eine religiöse Ueberzeugung, auf zweierlei Art entschieden werden: negativ, und dann führt sie zu einer wenigstens zeitweisen Herstellung der Einheit, wie Rom sie verstand; positiv und dann ist sie ein Mittel zur Erreichung der Einheit, wie die Kirche sie versteht und wünscht.

Aber die Religionsfreiheit ist nicht schon die Verwirklichung des seit lange gehegten Wunsches der Kirche: sie ist nur ein Mittel zu seiner Erreichung. Das endliche Resultat dieses Mittels hängt noch davon ab, zu welchen Zwecken und aus welchen Beweggründen es wirklich auf das gesellschaftliche Leben Anwendung findet.

„Alle religiösen Secten, sprach Friedrich der Große

sich über diese Frage aus, sind gleich tauglich zum Wohlergehen des Staats: es giebt keine Religion, die in Bezug auf Moralität sich wesentlich von den übrigen unterscheidet und darum sind sie in den Augen des Staates, der Jeden den Weg zum Himmel gehen läßt, der ihm am besten vorkommt, Alle gleich. Man fordert von ihm nur, daß er ein guter Bürger sei. Ein falscher Eifer ist ein Tyrann, der die Provinzen entvölkert, die Duldsamkeit eine Mutter, welche sie aufblühen läßt.

So lautet die Frage vom staatlichen Gesichtspunkte. Die Antwort auf die Frage über die Freiheit der religiösen Ueberzeugung würde also lauten: „die Verschiedenheit der religiösen Ueberzeugungen bringt dem Staate keinen Schaden und ist daher erlaubt.“ Diese Zulassung entscheidet indessen noch nicht die Frage über Gewissensfreiheit, denn sie übergeht sie gänzlich und erklärt nur, daß es für den Staat gleich ist, ob das menschliche Gewissen ohne dem Staate zu schaden frei sein kann, aber daß es frei sein muß und warum es besonders muß, das sagt der Staat nicht und kann es natürlich auch nicht sagen. Eine Einheit ist bei einer solchen Auseinandersetzung der Freiheit des menschlichen Gewissens möglich, aber sie ist nicht eine nothwendige Folge. Durch eine solche Erklärung von Seiten des Staates kann die Frage über Gewissensfreiheit nicht entschieden, sondern nur als unnütz bei Seite geschoben werden.

In der Freiheit des Glaubensbekenntnisses sahe keiniger Politiker einen wirklichen, übrigenß nicht ganz reinen

Vorthail für den Staat. „In der Zulassung vieler religiösen Secten, sagt der bekannte Jurist Aretin, sehen wir die Krone der Politik und zu gleicher Zeit ein Mittel, um keine von ihnen zu fürchten.“ „Indem der Staat der Vermehrung der Secten entgegenarbeitet, sagt ein anderer noch bekannterer Staatsmann, verkennt er seinen eigenen Vorthail“. Muß auf diese Weise wirklich die Gewissensfreiheit zur Vereinigung führen? Sie kann es gewiß, aber sie muß es nicht unbedingt. Alles hängt von dem Ziele ab, dem sie nachstrebt, denn eine solche Erklärung läßt nur die Freiheit zu, erkennt aber nicht ihre Nothwendigkeit zur Erreichung der Zwecke, um derenwillen sie gerade existiren soll, an. Der Staat läßt dem Menschen nicht die Freiheit, abzuirren oder sich an der Wahrheit zu halten, sondern erklärt nur einfach, daß für ihn weder Wahrheit noch Abirrung besteht, ihm sind alle religiösen Ueberzeugungen gleich, denn er braucht nur gute Bürger. Der Staat verfährt vortrefflich, denn er kann nicht anders verfahren, aber indem er die Gleichheit anerkennt, erkennt er noch nicht die Freiheit an, er wird vom Indifferentismus geleitet.

Die Frage über Gewissensfreiheit kann noch von einer andern Seite betrachtet werden; man kann sie aus einem zweifelnden, skeptischen Gesichtspunkte entscheiden, indem man in jeder Religion eine größere oder kleinere Verirrung sieht. Ob die Abirrung mehr oder weniger Wahrheit enthält, darauf muß man keine Aufmerksamkeit verwenden; man muß alle Religionen und alle Verirrungen dulden; (wen geht das an, ob ich im Irrthum

bin oder nicht!); man muß Allen Freiheit lassen, denn Alles ist nichts als Irrthum. Muß die Gewissensfreiheit von diesem zweifelnden und skeptischen Gesichtspunkte aus auch als Mittel zur Vereinigung dienen? Gewiß nicht; sie muß es nicht nur nicht, sondern kann es auch nicht, denn das Princip des Zweifels kann nur immer wieder neue Zweifel hervorbringen und dient nur als Mittel zur Trennung und Entzweiung.

Aber noch von einem Gebiete aus kann man diese Frage entscheiden. Dieses Gebiet ist — die Kirche. Sie allein kann vollständige Gewissensfreiheit zulassen, denn sie allein kann auf das Gewissen einwirken, indem sie seine Freiheit nicht einschränkt und es nicht in Versuchung führt. Ihre Macht gründet sich nicht auf der groben sachlichen Gewalt, sondern auf dem Hinneigen aller ihrer Glieder zu ihr, auf dem Zuge Eines zum Andern, welcher in der Natur jedes Menschen liegt, auf der Liebe, welche die natürliche Eigenschaft der menschlichen Seele ist und zu gleicher Zeit zu dem festen Grunde dient, den die Pforten der Hölle nicht überwältigen können. Das Wort der Kirche „Aus-schluß“ ist schrecklicher als jedes Schwert, aber es läßt vollständige Freiheit und sucht Niemand zu verführen. Ja nur darum kann es Kraft haben, weil es frei ist und Niemand in Versuchung führt; wenn es seine Freiheit verliert, wenn es sich auf grobe Gewalt stützt und zu verführen sucht, dann ist es kraftlos, denn neben ihrer Stimme erhebt sich eine ganze Reihe von Versuchungen, aus deren Mitte man nicht die Stimme der Kirche von den Stim-

men weltlicher Leidenschaften und irdischer Sorgen unterscheiden kann. Nur bei völliger Freiheit, bei völligem Nichtvorhandensein zwingender Gewalt kann das Wort der Kirche Einfluß haben, denn dann allein werden Alle, die es vernehmen, es als ein kirchliches erkennen und nur dann wird es stärker sein als ein zweischneidiges Schwert.

Die Anerkennung der Religionsfreiheit kann nur, wenn sie von der Kirche ausgeht, zur sichern Grundlage einer vollen und gänzlichen Einheit dienen, denn die Freiheit vermehrt die moralische, einende Kraft des Einzelnen, der zu ihr gehört. Die Stimme der Kirche entscheidet über das Wahre und Falsche in allen möglichen Uebersetzungen; der Zug zur Vereinigung mit der Kirche bewahrt die Einheit der Lehre, die Einheit des Glaubensbekenntnisses. Kein Befehl, kein Kirchendecret kann den Menschen zurückhalten, sich von der Lehre der Kirche abzufondern, wol aber die Liebe zur Kirche, die Stimme der Kirche, die auch ohne Autorität in ihm wirken kann.

Weder der Staat noch der Scepticismus kann die Frage über die Gewissensfreiheit so entscheiden, daß durch sie alle Gläubigen nothwendig zur Wahrheit und durch sie zur Einheit gelangen müssen. Weder der Staat, noch der Scepticismus sieht und erkennt die Wahrheit; nur die Kirche sieht und kennt sie.

Wenn der Mensch sich in Wolken oder Nebel befindet, so fühlt er nur das Nichtvorhandensein, den Mangel des Lichts, aber von wo der Nebel kommt, ob er sich weit ausgebreitet hat und wo die Sonne ist, weiß und kann er nicht sagen.

Umgekehrt aber, wenn der Himmel klar ist und die Sonne hell leuchtet, dann zeichnet sich auf ihm jede vorüberziehende Wolke mit ihrem ganzen Umriß ab, man erkennt sie als Wolke, als ein Gegensatz zum Licht.

Und so kann nur in der Kirche die volle Einheit der Gesammtheit sich mit der vollen Freiheit der persönlichen Ueberzeugung verbinden, denn darin besteht eben die Aufgabe der Kirche, daß in ihr die Bildung der Gesammtheit mit der vollen Freiheit jedes Einzelnen Hand in Hand gehe.

Die Kirche und die Persönlichkeit, die zu ihr gehört, gelten einander nicht als Autorität, haben auf einander keinen zwingenden Einfluß; aber das bedeutet noch nicht, daß sie nicht gegen einander Verpflichtungen haben, außer den Pflichten, die schon in der Natur ihrer Beziehungen liegen. Diese Verpflichtungen sind durch kein Tractat bekräftigt, sie stützen sich auf keine sachliche Gewalt, sondern gründen sich nur auf Liebe. Die Kirche stößt keinen Menschen von sich, duldet seine unbedeutenden Abweichungen von der Gesammtheit und „nimmt den Schwachen im Glauben auf“ nach den Worten des Apostels (Römer 14, 1.), der Einzelne aber opfert der Kirche einen Theil seiner persönlichen Freiheit, um seinem Bruder keinen Anstoß oder Aergerniß zu geben (Römer 14, 13).

Alle diese Beziehungen: die Duldsamkeit der Kirche und das Opfer des einzelnen Menschen gründen sich nur auf Liebe.

Und so kann der Staat jede religiöse Ueberzeugung

dulden, denn alle religiösen Ueberzeugungen entsprechen seinen Zwecken und sind ihm daher gleich.

Der Scepticismus kann auch jede Ueberzeugung dulden, denn für ihn ist jede Ueberzeugung nur ein größerer oder kleinerer Irrthum, und darum müssen ihm alle religiösen Ueberzeugungen gleich sein.

Die Kirche aber kann alle religiösen Ueberzeugungen dulden, weil sie alle möglich, wenn auch nicht zu billigen sind; die Kirche muß alle religiösen Ueberzeugungen dulden, nicht weil sie alle gleich sind, sondern weil bei ihr Unduldsamkeit der Grund zum Zwang ist, weil für sie alle Ueberzeugungen frei sein müssen, weil für sie am wichtigsten sein muß, daß keine Seele untergeht. Der Zwang, der die moralische Persönlichkeit zerstört, ist in den Augen der Kirche verderbenbringender als jeder Irrthum, als jede Kezerei.

„Sie sind Kezzer, sagt der Presbyter Salvian aus Marseille von den Irrenden, aber Kezzer aus Unwissenheit. Sie sind Kezzer für uns, aber für sich sind sie es nicht. Sie halten sich im Gegentheil für so rechtgläubig, daß sie uns für Kezzer ansehen. Was sie für uns sind, das sind wir für sie. Wir sind überzeugt, daß sie Gott beleidigen, indem sie den Sohn für geringer als den Vater halten; sie glauben, daß wir den Vater beleidigen, indem wir beide gleich verehren. Die Wahrheit ist bei uns, sie aber denken, daß sie bei ihnen ist. Gott verherrlicht sich bei uns, sie aber denken, daß er ihren Glauben verherrliche. Sie sind gottlos, aber nur deshalb, weil sie ihren Glauben für wirkliche Got-

tesfürcht halten; sie irren, aber sie irren aus gutem Herzen, nicht aus Haß, sondern aus Liebe zur Gottheit, und glauben, daß sie den Herrn lieben und ihn verherrlichen. Wie man sie am Tage des Gerichtes für den Irrthum ihrer Ueberzeugung bestrafen wird, das weiß Niemand, außer der Richter. Unterdessen aber, denke ich, befielt Gott Geduld mit ihnen zu haben, denn er sieht, obgleich sie nicht richtig glauben, doch ihre Liebe und ihre Sehnsucht nach Wahrheit.

Daher muß die Kirche, indem sie jede Seele, die sie höher als Alles schätzt, zu verderben, und in ihr die Liebe zum Herrn auszulöschen fürchtet, jeden Zwang vermeiden, doch nicht deshalb, weil ihr jede Ueberzeugung gleich ist, wie sie in den Augen des Staates und des Scepticismus gleich ist, sondern darum, weil die Wahrheit, welche sie enthält, sich nur auf vollständige Freiheit gründen, weil die Einheit, die sie sucht, nur bei gänzlicher Freiheit bestehen kann.

Für den Staat ist die Freiheit ein Recht, der Scepticismus sieht in ihr etwas durchaus Unschädliches, für die Kirche ist sie Leben und Sein — *conditio sine qua non*.

Nachdem wir dem Gedankengange des Verfassers so weit gefolgt sind, brechen wir hier ab. Das Folgende ist nämlich größtentheils eine historische Darstellung der Kämpfe, die in Schoße der Christenheit selbst geführt worden sind und schließlich mehr und mehr der Freiheit des Gewissens Raum geschaffen haben. Es ist selbst-

verständlich, daß der eng zugemessene Raum dieses Schriftchens uns nicht möglich macht, ihm auf diesem weiten Felde ferner zu folgen.

Russische und deutsche Journalistik über baltische Nationalitätsfragen.

Die russische „Moskauer Zeitung“ schreibt unterm 24. Juni 1871 in ihrer № 136:

„Vor einiger Zeit wurden im Golos Zahlen publicirt, welche den nationalen Personenbestand in der russischen Armee angaben. Aus diesen Ziffern war zu ersehen, daß der größere Theil der russischen Stabsofficiere und besonders Generale aus Nichtrussen oder gar Ausländern besteht, unter denen „Deutsche“ den ersten Platz einnehmen. Dieses Resultat rief eine Entgegnung hervor, die in der „St. Pet. Gasetta“ abgedruckt und in Uebersetzung in der Berliner Kreuzzeitung wiedergegeben wurde. Die Entgegnung enthält sehr vernünftige und gerechte Aussprüche, die wir mit Vergnügen in den Spalten einer in conservativen Kreisen so geachteten und verbreiteten deutschen Zeitung antreffen. Wir haben demnach mit Vergnügen erfahren, daß nach der „Kreuzzeitung“ in der russischen Armee nicht nur nicht ein großes Procent Officiere aus Ausländern besteht, sondern daß es sogar dort keinen Ausländer giebt. Nach der Meinung dieser Zeitung ist nehmlich Jeder, der Rußland den Eid der Treue geleistet hat, damit auch schon ein

Russe geworden; dieses Organ sieht in den meisten Personen mit deutschen Familiennamen und lutherischer Confession, die sich in der russischen Literatur und der Wissenschaft oder im russischen Civil- oder Militärdienst ausgezeichnet haben, keine Deutschen. Auf diese Weise weigert sich die Kreuzzeitung, die Abstammung, oder die Religion als Zeichen der Nationalität anzuerkennen, und stellt dafür nur die politische Angehörigkeit als Maßstab auf. Wir unsererseits waren bekanntlich von je her von der Richtigkeit dieser Auffassung überzeugt und sprachen immer gegen die ungerichtigte Anschauungsweise, die in den Bürgern des einigen russischen Staates ein Agglomerat verschiedener unabhängiger und unter einander fremder Nationalitäten sieht. Wir haben beständig gegen diesen groben und fanatischen Irrthum gekämpft, der das Wort „Russe“ mit dem Worte „Rechtgläubiger“ gleichbedeutend betrachtet; ebenso bezeichnen wir von je her mit dem Worte „Russe“ nicht bloß Leute slavischer Abstammung. Wir behaupteten stets, daß russische Unterthanen schon dadurch (eo ipso) auch Russen sind. Den Namen „Russe“ nur den Menschen russischer Herkunft beizulegen, wäre schon aus dem Grunde ein Unsinn, weil es ja keinen russischen Volksstamm giebt. Es giebt wol einen slavischen Stamm, einen deutschen Stamm, aber als Russen bezeichnet man das Volk, das durch geschichtliche Begebenheiten aus verschiedenartigen Stammeselementen, unter denen sich auch das deutsche befindet, zusammengesetzt worden ist.

Wir wiederholen es, daß es uns sehr angenehm

war, in den Spalten der Kreuzzeitung eine der unfrigen so ähnliche Anschauungsweise zu finden; und dieß Bergnügen wird dadurch nicht geschwächt, daß diese Ansicht für jenes Blatt eine ganz neue ist. Noch vor Kurzem eiferte die Kreuzzeitung mit einer ganzen Schaar anderer Organe für die Selbstständigkeit der baltischen „Deutschen“ und sprach von ihrer Unterdrückung durch „Russen.“ Die zahlreiche Partei, zu deren Organ unter Anderm auch die Kreuzzeitung gehört, strebte nicht bloß danach, um die Entfremdung von Rußland seitens diejenigen Unterthanen, die sie jetzt mit besonderer Betonung und nicht ohne Wärme Russen nennt, zu unterstützen, sondern um die Entfremdung so viel als möglich zu verstärken. Der religiöse und der Stammesunterschied, die sich nach der neuesten Anschauung der Kreuzzeitung zur Bestimmung der Nationalität als ungenügend erweisen, wurden noch vor Kurzem zur gesetzlichen Grundlage für die national-politische Autonomie erhoben; die neuen Vertheidiger der Einheit predigten noch gestern Trennung und Antagonismus für den Bestand des russischen Staates. Die Kreuzzeitung hat einen Schritt in ein fremdes Gebiet gemacht, daher ist es kein Unglück, wenn dieser neue Schritt nicht ohne Unbequemlichkeit und Schwankungen gemacht wurde! „Wir bedauern“ bemerkt sie, daß der von uns angeführte „Artikel, der auf Logik, Erfahrung und rationelle Politik gegründet ist, nicht in einem der größeren und „verbreiteteren Organe der russischen Presse erschienen „ist, und daß er auf diese Weise nur einen beschränk-

„ten Leserkreis haben kann. Wir bedauern das um so
„mehr, da die Masse des lesenden Publikums in Rußland
„nicht genug gebildet ist, um sich ein nüchternes Urtheil
„bilden zu können, um nicht alles womit man sie be-
„wirthet für baare Münze zu nehmen; um nicht wie
„einem Orakel den modernen Organen der Presse zu
„glauben welche mehr großes polemisches Talent, als
„ernste historische oder politische Bildung besitzen, und
„ihrem Publikum nicht das geben, was nöthig oder nützlich,
„sondern nur, was es verlangt. Die Masse will selten
„das, was ihr nützlich ist; sie zieht das vor, was ihr
„schmeichelt, was den nationalen Stolz anregt,*) obgleich
„dieser Stolz, der an und für sich ein lobenswerther
„und gesetzlicher ist, durchaus nicht berührt, sondern nur
„durch Nebelbilder in Wallung gebracht wurde. Die
„Bevölkerung der baltischen Provinzen Rußlands für
„Nicht-Russen zu halten, wäre ebenso logisch, als den
„Gegensatz zwischen Großrussen, Klein und Weiß-
„Russen u. s. w. auffinden zu wollen. Man kann ja
„durch solche Specialisirung leicht so weit kommen, daß
„als das eigentliche Rußland nur Moskau mit seiner
„Umgebung übrig bleibt — eine verschwindend kleine
„Gruppe unter den jetzigen 70 Millionen Rußlands!
„Ebenso wäre es, wenn wir bei ähnlichen Zählungen
„in Preußen alle Polen, alle Ebräer für Nicht-Preußen
„halten würden, oder wenn in Oesterreich alle, außer
„den Bewohnern des Erzherzogthums Oesterreich für

*) Anm. Also genau wie wir S. 214 ebenfalls bemerkten.

„Nicht-Oesterreicher erklärt würden. Mit solchen Zählungen und Tabellen kann man sehr weit gehen und kein anders Resultat erreichen, als nationalen Haß und Mißverständnis im Innern einer und derselben staatlichen Familie.“

Augenscheinlich beschuldigt hier die Kreuzzeitung Jemand, und es scheint uns, daß sie die frühere Wirksamkeit der Kreuzzeitung selber beschuldigt. Als nemlich dieses Blatt noch die privilegierten Stände in unsern baltischen Küstenländern für einen Theil der deutschen Nation ansah, als sie von ihren Rechten auf besondere Stellung im russischen Reiche aus diesen nationalen Gründen sprach und die nationale Eigenthümlichkeit und Sprache schützte, da befand sie sich offenbar noch nicht auf der Höhe der ernstesten historischen und politischen Bildung, welche sie zu unserer wahrhaften Genugthuung jetzt erreicht hat. Auf einer niedrigeren Stufe stehend, die sie jetzt glücklich verlassen hat, hatte sie also früher nationalen Antagonismus, Erbitterung und Mißverständnisse zwischen einer und derselben (politischen) Familie erregt und augenscheinlich ihren Lesern innerhalb der livländischen und estländischen Ritterschaft, nicht das geboten was ihnen nützlich, sondern was ihnen angenehm ist.“ Die früheren Beziehungen der Kreuzzeitung zu den Fragen in unsern baltischen Provinzen tragen alle diejenigen Kennzeichen an sich, die ihr jetzt eingefallen war, den „großen in Mode gekommenen russischen Zeitungen“ zuzuschreiben.

Jetzt wo sie die Vertheidigung der Einheit der russischen

Nationalität übernommen hat, erkennt die Kreuzzeitung noch nicht ganz ihre Lage, und legt sich nicht klar darüber Rechnung ab, wo sie sich Bundesgenossen und wo Gegner in dieser Frage zu suchen hat. Aus bloßer alter Gewohnheit hadert sie mit dem Theile der russischen Presse, mit welcher sie sich jetzt vereinigt, mit der sie aber bisher in Feindschaft lebte. Wir werden einen Neuling nicht zu streng beurtheilen, der sich in seine Rolle noch nicht genügend hinein zu finden vermag. Wir werden uns begnügen, darauf hinzuweisen, daß jetzt nicht bloß „die in Mode stehenden Organe der russischen Presse“ ihre Stimme zu der Forderung erheben, daß alle Bewohner unserer Grenzprovinzen, die russische Unterthanen sind, auch als Russen anerkannt werden; daß den Vorurtheilen derjenigen Russen endlich eine Grenze gesetzt werde, die ihre Mitbürger für Fremdlinge, für Ausländer ansehen, ebenso aber auch denjenigen Deutschen, welche bisher diesen Vorurtheilen Nahrung gaben, indem sie für sich eine Sonderexistenz im Reiche verlangten, die den Fortschritten und den Reformen des Staates feindlich und mit der Reichseinheit unvereinbar sind.“

So weit die russische Moskauer Zeitung. Der Vollständigkeit wegen lassen wir hier auch die Meinung der Berliner Nationalzeitung über das eben berührte Thema ohne Commentar folgen. Dieses Blatt läßt sich unterm 31. Mai 1871 aus Petersburg Folgendes schreiben.

„Die Zahl der Officiere und Generale deutschen und ausländischen Ursprungs in der Armee ist keineswegs so

groß, wie der „Golos“ sie angiebt und wie sie die meisten auswärtigen Blätter reproduzirt haben. Der „Golos“ hat offenbar alle Namen gezählt, welche nicht nationalen Klanges sind, und nur so allein die riesige Höhe der Prozente für die Nichtrussen herausgerechnet. Außer den baltischen Provinzen giebt es in ganz Rußland noch eine Menge ausländisch klingender Namen, deren Träger aber durch und durch Russen sind, und nicht den mindesten Zusammenhang mit den Deutschen der Ostseeländer empfinden. Es sind das die Nachkommen aller derjenigen Ausländer, welche seit mehr als 150 Jahren nach dem Innern Rußlands gezogen sind, sich dort mit urrussischen Familien verschwägert, den russischen Glauben angenommen, und sich aufs Innigste mit den nationalen Richtungen identifizirt haben. Sie werden praktisch daher als völlige Russen betrachtet, und meistens sind sie des Deutschen kaum mächtig. Viele sind von ihnen sogar nationaler als die ursprünglichen Russen selbst, und spielen unter den Pan Slavisten eine hervorragende Rolle, wie z. B. Hilferding (welcher der Präses des hiesigen pan slavistischen Wohlthätigkeitscomite ist), Drest Müller und Andere. Zum Beweise, wie wenig das eigentliche deutsche Element in der russischen Armee vertreten ist, heben wir den Umstand hervor, daß die deutsche Sprache von den Offizieren und Generalen nur in geringem Maße gekannt wird. — Die Opposition gegen das deutsche Element als solches ist dabei in entschiedener Abnahme, und es ist daher völlig unbegründet, wenn man noch immer von andauerndem „Groll, Haß und

Furcht" irgend welche Notiz nimmt. Es giebt eigentlich nur drei Männer in Rußland, welche die Deutschen nicht lieben, die Herren Katkoff, Krajewsky und Trubnikoff, die Leiter der „Moskauer Zeitung“, des „Golos“, der „Börsen-Zeitung“. Die Verhältnisse haben sich aber so weit geändert, daß wenn diese Herren auf die Deutschen schimpfen wollen, sie Niemand anhört. Das große Publikum will die Polemik gegen die Deutschen nicht mehr haben, es ist ihrer satt und überdrüssig. Müde, die Prediger in der Wüste zu spielen, werden die genannten Herren sanfter und Katkoff lenkt sogar in so auffälliger Art ein, daß er neulich (Mosk. Ztg. Nr. 101) bei einem kirchlichen Dankfest der Deutschen in Moskau deren be- redten Anwalt macht, um nachzuweisen, die Feier habe einen streng kirchlichen Charakter gehabt, und es sei die religiöse Freude über den wiederhergestellten europäischen Frieden — für russische Staatsbürger durchaus würdig und passend.

Die russ. Mosk. Ztg. über junglettische Bestrebungen.

Es scheint, daß ein guter Freund die so genannten „junglettischen“ Bestrebungen diesem Blatte so eben als hoch gefährlich und staatsfeindlich denuncirt und ange- schwärzt gehabt hatte; anders ist der Ton des nachfol- genden, in N. 58 d. J. 1871 abgedruckten Leitartikels kaum zu verstehen. Der Artikel lautet:

„Wir leben in einer Epoche unerwarteter Ereignisse. Wissen die Leser, welches die gefährlichste Frage in Rußland, in Hinsicht auf seine nationale Politik ist? Weiß es Rußland, von welcher Seite her ihm der Separatismus droht, zu dessen Unterdrückung energische Maßregeln ergriffen werden müssen? Sie werden sagen: die polnische Frage; aber das ist eine alte Geschichte, an die heute Niemand denkt — übrigens hat es ja auch eine polnische Frage nie gegeben, sondern sie ist bloß von der ultrarussischen Partei erdacht. Sie meinen: die deutsche Frage in den baltischen Provinzen... Hüten Sie sich! denken Sie an Nichts dergleichen, schließen Sie die Augen und stopfen Sie sich die Ohren zu; solch eine Frage gab es ja nie und kann es nie geben; sie ist nur von Demagogen und Communisten erfunden. Nun was ist also denn die allergefährlichste Frage? Sie werden niemals darauf verfallen, wo die Gefahr für Rußland steckt, wenn Sie auf die gewöhnliche Weise Ihre Gedanken zusammen halten. Thun Sie aber das auf ungewöhnliche Weise, kümmern Sie sich nicht um das vor Augen Liegende, heißen Sie die gesunden Sinne schweigen, und — Sie werden das Gewünschte finden. Die Frage, gegen die sehr energische Maßregeln ergriffen werden müssen, ist die lettische Frage.

In den Gouvernements Kurland und Livland lebt ein Volksstamm, der niemals eine eigene politische Organisation gehabt hat und früh in die Gewalt bewaffneter Ankwümlinge aus Deutschland gerieth, die ihm die Sklaverei brachten. Die Sklaverei bewahrte die Letten

vor der Germanisirung und jetzt, nachdem sie die Stellung russischer Bürger erhalten haben und öffentlich auftreten, erklären sie, daß die baltischen Provinzen nicht deutsche seien. Die Letten haben die freche Naivität, die in den baltischen Ländern herrschenden deutschen Grundlagen nicht anzuerkennen; sie wollen nicht Söhne Deutschlands sein, wie vortheilhaft das auch für sie wäre, sie wollen für Letten gelten und sie stützen sich auf ihr Volksgefühl. Ist nun eine solche lettische Frage nicht gefährlich? Darauf kommt es ja nicht an, daß die lettische Völkerschaft in sich durchaus keine Elemente zum Separatismus enthält; es ist ja gleichgiltig, daß die Letten sich Rußland zuneigen; es macht nichts aus, daß sie in richtigen Verständnisse aller ihrer Interessen verlangen, daß die russische Sprache als Staatsprache auch in ihrer Heimath herrschen solle; es will nichts sagen, daß sie danach streben, sich unter dieselben Gesetze zu stellen, die für ganz Rußland gelten: eben deshalb (so meint man in Riga) bilden sie ja eine gefährliche Frage, gegen die ernste Maßregeln ergriffen werden müssen. In Riga hat sich eine lettische literarische Gesellschaft gebildet, und siehe da, die Eiferer für die Lehren Kattners, Vock's und Schirrens, welche der russischen Regierung das Recht absprechen, sich an diese Provinzen anders, als in deutscher Sprache zu wenden, weisen der Staatsgewalt auf die arme lettische Gesellschaft als etwas Gefährliches hin. Es ist wahr, in der engen Sphäre, die ihr offen steht, bearbeitet die Gesellschaft nicht die deutsche, sondern die lettische Sprache und reinigt sie

durch Entfernung von Germanismen. Statt „Fürst“ schreibt man im neuern Lettisch „Knes“ statt „Weichsel“ sagt man „Wisla“ und so weiter. Die Neu- oder Jungletten thun sogar noch Schlimmeres, sie erdenken neue Worte und ersetzen durch dieselben alte, bisher der deutschen Sprache entnommene. Ist das nicht Beweis genug für die separatistische Richtung, gegen die man eine energische Verfolgung einleiten muß? Noch mehr: in Riga hat ein lettisches Theater begonnen, in welchem auch russische Stücke gegeben werden, entweder in's Lettische übersetzt oder in der Ursprache. Dieses Uebel ist so groß, daß nicht nur in Riga, sondern auch an andere Orten unter den Letten Geschmack zu dramatischen Darstellungen erwacht. Ist das nicht offenbare Boswilligkeit? Warum spielen die Letten nicht deutsche Stücke?

Wenn die Leser vom Standpunkte der gewöhnlichen Begriffe urtheilen, so werden sie sagen, daß im Interesse unserer nationalen Politik in der Entwicklung der lettischen Nationalität gar kein Uebel steckt, ja im Gegentheil, daß man bei der besondern Lage der baltischen Provinzen sich darüber freuen müsse. Nach der gewöhnlichen Auffassung bilden die Bestrebungen der Letten einen Damm gegen die Germanisirung, durch welche die baltischen Provinzen Rußland entfremdet werden — einen Damm, der allerdings ohne Stütze nicht stark genug ist, wenn dort Alles, Schulen, Administration, Städte, lokale Aristokratie, Geistlichkeit ausschließlich im Sinne der Germanisirung wirken, ohne auf das geringste Hinderniß zu stoßen. Die Laute der angeborenen

Sprache wirken wohlthuend auf die Menschen ein. Früher bemühte sich jeder Lette, der auch nur ein wenig deutsch zu plappern verstand, für einen Deutschen zu gelten; jetzt giebt es nicht bloß Hunderte, sondern auch Tausende gebildeter Letten, die trotz ihrer gründlichen Kenntniß der deutschen Sprache sich von der Verläugnung ihres Lettenthumes lossagen. Aber heute gilt nicht die gewöhnliche Anschauungsweise der Menschen: sie stimmt ja nicht überein mit den Ansichten der Herren Rattner, v. Bock, Schirren. Wohl dem, der fähig ist zum ungewöhnlichen Gebrauch seiner Gedanken! Jetzt ist es nöthig, zu sympathisiren mit der Germanisirung eines zu Rußland gehörigen Landes, sich über Unterdrückung Alles dessen zu freuen, was den deutschen Grundlagen widerstrebt, Alles dessen, was zum russischen Volke hinneigt und Rettung sucht in der Einigung und Uebereinstimmung mit demselben; ja wir sollen gar uns darüber freuen im Namen der Interessen des russischen Staates, im Namen der nationalen Politik.

In Rußland ist eine nationale Politik erwacht. Man muß sie mit etwas Nützlichem beschäftigen: Unterdrückung der Letten ist eine solche nützliche Beschäftigung. Dies würde mit Einem Male sowol der russischen Politik einen guten Weg weisen, als die Letten zur Vernunft bringen, die ihre Heimat nicht für deutsch halten wollen. "

Inhalt.

	Seite
Jetzt und Sonst	5—175
Die Gegenwart und ihre Kämpfe, Libera- lizismus und Nationalität	5— 62
Carlrieb Merkel, Kämpfe der Vergangenheit.	63— 86
Wannem Ymanta.	87—173
Erklärung Merckels.	173—175
Res parvae crescunt	176—208
Eine lettische Klage	183—207
Die russische Justizreform im Allgemeinen .	207—208
Aus der russischen Tagesliteratur	209—255
Slavophilie, Eigenlob der Völker	209—214
Ueber Gewissensfreiheit	214—243
Russische und deutsche Journalistik über bal- tische Fragen	244—255.
